

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Geisterseher

Schiller, Friedrich

München, 1922

Erstes Buch

[urn:nbn:de:bsz:31-247502](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-247502)

ERSTES BUCH

Ich erzähle eine Begebenheit, die vielen unglaublich erscheinen wird, von der ich aber größtenteils selbst Augenzeuge war. Den wenigen, welche von einem gewissen politischen Vorfalle unterrichtet sind, wird sie — wenn anders diese Blätter sie noch am Leben finden — einen willkommenen Aufschluß darüber geben; und auch ohne diesen Schlüssel wird sie den übrigen, als ein Beitrag zur Geschichte des Betrugs und der Verirrungen des menschlichen Geistes, vielleicht wichtig sein. Man wird über die Kühnheit des Zwecks erstaunen, den die Bosheit zu entwerfen und zu verfolgen imstande ist; man wird über die Seltsamkeit der Mittel erstaunen, die sie aufzubieten vermag, um sich dieses Zwecks zu versichern. Reine, strenge Wahrheit wird meine Feder leiten; denn wenn diese Blätter in die Welt treten, bin ich nicht mehr und werde durch den Bericht, den ich abstatte, weder zu gewinnen noch zu verlieren haben.

Es war auf meiner Zurückreise nach Kurland, im Jahr 1779 um die Karnevalszeit, als ich den Prinzen Alexander in Venedig besuchte. Wir hatten uns in Kriegsdiensten kennen lernen und erneuerten hier eine Bekanntschaft, die der Friede unterbrochen hatte. Weil ich ohnedies wünschte, das Merkwürdige dieser Stadt zu sehen, und der Prinz nur noch Wechsel erwartete, um nach Deutschland zurückzureisen, so beredete er mich leicht, ihm Gesellschaft zu leisten und meine Abreise solange zu verschieben. Wir kamen überein, uns nicht voneinander zu trennen, solange unser Aufenthalt in Venedig dauern würde, und der Prinz war so gefällig, mir seine eigene Wohnung im Mohren anzubieten.

Er lebte hier unter dem strengsten Inkognito, weil er sich selbst leben wollte und seine geringe Apanage ihm auch nicht verstattet hätte, die Hoheit seines Rangs zu behaupten. Zwei Kavaliere, auf deren Verschwiegenheit er sich vollkommen verlassen konnte, waren nebst einigen treuen Bedienten sein ganzes Gefolge. Den Aufwand vermied er, mehr aus Temperament als aus Sparsamkeit. Er floh die Vergnügungen; in einem Alter von fünfunddreißig Jahren hatte er allen Reizungen dieser wollüstigen Stadt widerstanden. Das schöne Geschlecht war ihm gleichgültig. Tiefer Ernst und eine schwärmerische Melancholie herrschten in seiner Gemütsart. Seine Neigungen

waren still, aber hartnäckig bis zum Übermaß, seine Wahl langsam und schüchtern, seine Anhänglichkeit warm und ewig. Mitten in einem geräuschvollen Gewühle von Menschen ging er einsam; in seine Phantasienwelt verschlossen, war er sehr oft ein Fremdling in der wirklichen. Niemand war mehr dazu geboren, sich beherrschen zu lassen, ohne schwach zu sein. Dabei war er unerschrocken und zuverlässig, sobald er einmal gewonnen war, und besaß gleich großen Mut, ein erkanntes Vorurteil zu bekämpfen, wie für ein andres zu sterben.

Als der dritte Prinz seines Hauses hatte er keine wahrscheinliche Aussicht zur Regierung. Sein Ehrgeiz war nie erwacht, seine Leidenschaften hatten eine andere Richtung genommen.

Zufrieden, von keinem fremden Willen abzuhängen, drängte er den seinigen niemand zum Gesetze auf: die ruhige Freiheit eines zwanglosen Privatlebens und der Genuß eines geistreichen Umgangs begrenzten alle seine Wünsche. Er las viel, doch ohne Wahl; eine vernachlässigte Erziehung und frühe Kriegsdienste hatten seinen Geist nicht zur Reife kommen lassen. Alle Kenntnisse, die er nachher schöpfte, vermehrten nur das verworrene Chaos seiner Begriffe, weil sie auf keinen festen Grund gebaut waren.

Er war Protestant, wie seine ganze Familie — durch Geburt, nicht nach Untersuchung, die er

nie angestellt hatte, ob er gleich in einer Epoche seines Lebens religiöser Schwärmer gewesen war. Freimaurer ist er, soviel ich weiß, nie geworden.

* * *

Eines Abends, als wir nach Gewohnheit in tiefer Maske und abgesondert auf dem St. Markusplatz spazierengingen — es fing an, spät zu werden, und das Gedränge hatte sich verloren — bemerkte der Prinz, daß eine Maske uns überall folgte. Die Maske war ein Armenier und ging allein. Wir beschleunigten unsere Schritte und suchten sie durch öftere Veränderung unseres Weges irrezumachen — umsonst, die Maske blieb immer dicht hinter uns. „Sie haben doch keine Intrige hier gehabt?“ sagte endlich der Prinz zu mir. „Die Ehemänner in Venedig sind gefährlich.“ — „Ich stehe mit keiner einzigen Dame in Verbindung,“ gab ich zur Antwort. — „Wir wollen uns hier niedersetzen und deutsch sprechen,“ fuhr er fort. „Ich bilde mir ein, man verkennt uns.“ Wir setzten uns auf eine steinerne Bank und erwarteten, daß die Maske vorübergehen sollte. Sie kam gerade auf uns zu und nahm ihren Platz dicht an der Seite des Prinzen. Er zog die Uhr heraus und sagte laut zu mir auf französisch, indem er aufstand: „Neun Uhr vorbei. Kommen Sie. Wir vergessen, daß man uns im Louvre erwartet.“ Dies sagte er nur, um die Maske

von unsrer Spur zu entfernen. „Neun Uhr,“ wiederholte sie in eben der Sprache nachdrücklich und langsam. „Wünschen Sie sich Glück, Prinz“ (indem sie ihn bei seinem Namen nannte). „Um neun Uhr ist er gestorben.“ — Damit stand sie auf und ging.

Wir sahen uns bestürzt an. — „Wer ist gestorben?“ sagte endlich der Prinz nach einer langen Stille. — „Lassen Sie uns ihr nachgehen“, sagte ich, „und eine Erklärung fordern.“ Wir durchkrochen alle Winkel des Markusplatzes — die Maske war nicht mehr zu finden. Unbefriedigt kehrten wir nach unserm Gasthof zurück. Der Prinz sagte mir unterwegs nicht ein Wort, sondern ging seitwärts und allein und schien einen gewaltsamen Kampf zu kämpfen, wie er mir auch nachher gestanden hat. Als wir zu Hause waren, öffnete er zum ersten Male wieder den Mund. „Es ist doch lächerlich,“ sagte er, „daß ein Wahnsinniger die Ruhe eines Mannes mit zwei Worten erschüttern soll.“ Wir wünschten uns eine gute Nacht, und sobald ich auf meinem Zimmer war, merkte ich mir in meiner Schreibtisch den Tag und die Stunde, wo es geschehen war. Es war ein Donnerstag.

Am folgenden Abend sagte mir der Prinz: „Wollen wir nicht einen Gang über den Markusplatz machen und unsern geheimnisvollen Armenier aufsuchen? Mich verlangt doch nach der

Entwicklung dieser Komödie.“ Ich war's zufrieden. Wir blieben bis elf Uhr auf dem Platz. Der Armenier war nirgends zu sehen. Das nämliche wiederholten wir die vier folgenden Abende, doch mit keinem bessern Erfolge.

Als wir am sechsten Abend unser Hotel verließen, hatte ich den Einfall — ob unwillkürlich oder aus Absicht, besinne ich mich nicht mehr —, den Bedienten zu hinterlassen, wo wir zu finden sein würden, wenn nach uns gefragt werden sollte. Der Prinz bemerkte meine Vorsicht und lobte sie mit einer lächelnden Miene. Es war ein großes Gedränge auf dem Markusplatz, als wir da ankamen. Wir hatten kaum dreißig Schritte gemacht, so bemerkte ich den Armenier wieder, der sich mit schnellen Schritten durch die Menge arbeitete und mit den Augen jemand zu suchen schien. Eben waren wir im Begriff, ihn zu erreichen, als der Baron von Freihardt aus dem Gefolge des Prinzen atemlos auf uns zukam und dem Prinzen einen Brief überbrachte. „Er ist schwarz gesiegelt,“ setzte er hinzu. „Wir vermuteten, daß es Eile hätte.“ Das fiel auf mich wie ein Donnerschlag. Der Prinz war zu einer Laterne getreten und fing an, zu lesen. „Mein Vetter ist gestorben,“ rief er. „Wann?“ fiel ich ihm heftig ins Wort. Er sah noch einmal in den Brief. „Vorigen Donnerstag. Abends um neun Uhr.“

Wir hatten nicht Zeit, von unserm Erstaunen zurückzukommen, da stand der Armenier unter uns. „Sie sind hier erkannt, gnädigster Herr,“ sagte er zu dem Prinzen. „Eilen Sie nach dem Mohren. Sie werden die Abgeordneten des Senats dort finden. Tragen Sie kein Bedenken, die Ehre anzunehmen, die man Ihnen erweisen will. Der Baron von Freihardt vergaß, Ihnen zu sagen, daß Ihre Wechsel angekommen sind.“ Er verlor sich in dem Gedränge.

Wir eilten nach unserm Hotel. Alles fand sich, wie der Armenier es verkündigt hatte. Drei Nobili der Republik standen bereit, den Prinzen zu bewillkommen und ihn mit Pracht nach der Versammlung zu begleiten, wo der hohe Adel der Stadt ihn erwartete. Er hatte kaum so viel Zeit, mir durch einen flüchtigen Wink zu verstehen zu geben, daß ich für ihn wach bleiben möchte.

Nachts gegen elf Uhr kam er wieder. Ernst und gedankenvoll trat er ins Zimmer und ergriff meine Hand, nachdem er die Bedienten entlassen hatte. „Graf,“ sagte er mit den Worten Hamlets zu mir, „es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als wir in unsern Philosophien träumen.“

„Gnädigster Herr,“ antwortete ich, „Sie scheinen zu vergessen, daß Sie um eine große Hoffnung reicher zu Bette gehen.“ (Der Verstorbene war der Erbprinz, der einzige Sohn des regierenden

Herzogs, der alt und kränklich ohne Hoffnung eigener Sukzession war. Ein Oheim unsers Prinzen, gleichfalls ohne Erben und ohne Aussicht, welche zu bekommen, stand jetzt allein noch zwischen diesem und dem Throne. Ich erwähne diesen Umstandes, weil in der Folge davon die Rede sein wird.)

„Erinnern Sie mich nicht daran“, sagte der Prinz. „Und wenn eine Krone für mich wäre gewonnen worden, ich hätte jetzt mehr zu tun, als dieser Kleinigkeit nachzudenken — Wenn dieser Armenier nicht bloß erraten hat —“

„Wie ist das möglich, Prinz?“ fiel ich ein.

„So will ich Ihnen alle meine fürstlichen Hoffnungen für eine Mönchskutte abtreten.“

* * *

Den folgenden Abend fanden wir uns zeitiger als gewöhnlich auf dem Markusplatz ein. Ein plötzlicher Regenguß nötigte uns, in ein Kaffeehaus einzutreten, wo gespielt wurde. Der Prinz stellte sich hinter den Stuhl eines Spaniers und beobachtete das Spiel. Ich war in ein anstoßendes Zimmer gegangen, wo ich Zeitungen las. Eine Weile darauf hörte ich Lärmen. Vor der Ankunft des Prinzen war der Spanier unaufhörlich im Verluste gewesen, jetzt gewann er auf alle Karten. Das ganze Spiel ward auffallend

verändert, und die Bank war in Gefahr, von dem Spieler, den diese glückliche Wendung kühner gemacht hatte, gesprengt zu werden. Der Venezianer, der sie hielt, sagte dem Prinzen mit beleidigendem Ton — er störe das Glück, und er solle den Tisch verlassen. Dieser sah ihn kalt an und blieb; dieselbe Fassung behielt er, als der Venezianer seine Beleidigung französisch wiederholte. Der letztere glaubte, daß der Prinz beide Sprachen nicht verstehe, und wandte sich mit verachtungsvollem Lachen zu den übrigen: „Sagen Sie mir doch, wie ich mich diesem Balordo, diesem Dummkopf, verständlich machen soll?“ Zugleich stand er auf und wollte den Prinzen beim Arm ergreifen; diesen verließ hier die Geduld, er packte den Venezianer mit starker Hand und warf ihn unsanft zu Boden. Das ganze Haus kam in Bewegung. Auf das Geräusch stürzte ich herein, unwillkürlich rief ich ihn bei seinem Namen. „Nehmen sie sich in acht, Prinz,“ setzte ich mit Unbesonnenheit hinzu, „wir sind hier in Venedig.“ Der Name des Prinzen gebot eine allgemeine Stille, woraus bald ein Gemurmel wurde, das mir gefährlich schien. Alle anwesenden Italiener rotteten sich zu Haufen und traten beiseite. Einer um den andern verließ den Saal, bis wir uns beide mit dem Spanier und einigen Franzosen allein fanden. „Sie sind verloren, gnädigster Herr,“ sagten diese, „wenn Sie nicht sogleich die Stadt

verlassen. Der Venezianer, den sie so übel behandelt haben, ist reich genug, einen Bravo zu dinge — es kostet ihm nur fünfzig Zechinen, Sie aus der Welt zu schaffen.“

Der Spanier bot sich an, zur Sicherheit des Prinzen Wache zu holen und uns selbst nach Hause zu begleiten. Dasselbe wollten auch die Franzosen. Wir standen noch und überlegten, was zu tun wäre, als die Türe sich öffnete und einige Beamten der Staatsinquisition hereintraten. Sie zeigten uns einen Befehl der Regierung, worin uns beiden befohlen ward, ihnen schleunigst zu folgen. Unter einer starken Bedeckung führte man uns bis zum Kanal. Hier erwartete uns eine Gondel, in die wir uns setzen mußten. Ehe wir ausstiegen, wurden uns die Augen verbunden. Man führte uns eine große steinerne Treppe hinauf und dann durch einen langen gewundenen Gang über Gewölbe, wie ich aus dem vielfachen Echo schloß, das unter unsern Füßen hallte. Endlich gelangten wir vor eine andere Treppe, welche uns sechsundzwanzig Stufen in die Tiefe hinunter führte. Hier öffnete sich ein Saal, wo man uns die Binde wieder von den Augen nahm. Wir befanden uns in einem Kreise ehrwürdiger alter Männer, alle schwarz gekleidet; der ganze Saal mit schwarzen Tüchern behangen und sparsam erleuchtet. Eine Totenstille in der ganzen Versammlung, was einen schreckhaften Eindruck

machte. Einer von diesen Greisen, vermutlich der oberste Staatsinquisitor, näherte sich dem Prinzen und fragte ihn mit einer feierlichen Miene, während man ihm den Venezianer vorführte:

„Erkennen sie diesen Menschen für den nämlichen, der Sie in dem Kaffeehause beleidigt hat.“

„Ja,“ antwortete der Prinz.

Darauf wandte jener sich zu dem Gefangenen: „Ist das dieselbe Person, die Sie heute abend wollten ermorden lassen?“

Der Gefangene antwortete mit Ja.

Sogleich öffnete sich der Kreis, und mit Entsetzen sahen wir den Kopf des Venezianers vom Rumpfe trennen. „Sind sie mit dieser Genugtuung zufrieden?“ fragte der Staatsinquisitor. — Der Prinz lag ohnmächtig in den Armen seiner Begleiter. — „Gehen Sie nun,“ fuhr jener mit einer schrecklichen Stimme fort, indem er sich gegen mich wandte, „und urteilen Sie künftig weniger vorschnell von der Gerechtigkeit in Venedig.“

Wer der verborgene Freund gewesen, der uns durch den schnellen Arm der Justiz von einem gewissen Tode errettet hatte, konnten wir nicht erraten. Starr von Schrecken erreichten wir unsre Wohnung. Es war nach Mitternacht. Der

Kammerjunker von Zedtwitz erwartete uns mit Ungeduld an der Treppe.

„Wie gut war es, daß Sie geschickt haben!“ sagte er zum Prinzen, indem er uns leuchtete. — „Eine Nachricht, die der Baron von Freihardt gleich nachher vom Markusplatze nach Hause brachte, hätte uns wegen Ihrer in die tödlichste Angst gesetzt.“

„Geschickt hätte ich? Wann? Ich weiß nichts davon.“

„Diesen Abend nach acht Uhr. Sie ließen uns sagen, daß wir ganz außer Sorgen sein dürften, wenn Sie heute etwas später nach Hause kämen.“

Hier sah der Prinz mich an. „Haben Sie vielleicht ohne mein Wissen diese Sorgfalt gebraucht?“

Ich wußte von gar nichts.

„Es muß doch wohl so sein, Durchlaucht,“ sagte der Kammerjunker, „denn hier ist ja Ihre Repetieruhr, die Sie zur Sicherheit mitschickten.“ Der Prinz griff nach der Uhrtasche. Die Uhr war wirklich fort, und er erkannte jene für die seinige. „Wer brachte sie?“ fragte er mit Bestürzung.

„Eine unbekannte Maske, in armenischer Kleidung, die sich sogleich wieder entfernte.“

Wir standen und sahen uns an. — „Was halten Sie davon?“ sagte endlich der Prinz nach

langem Stillschweigen. „Ich habe hier einen verborgenen Aufpasser in Venedig.“

Der schreckliche Auftritt dieser Nacht hatte dem Prinzen ein Fieber zugezogen, das ihn acht Tage nötigte, das Zimmer zu hüten. In dieser Zeit wimmelte unser Hotel von Einheimischen und Fremden, die der entdeckte Stand des Prinzen herbeigelockt hatte. Man wetteiferte untereinander, ihm Dienste anzubieten, jeder suchte nach seiner Art sich geltend zu machen; wir bemerkten mit Vergnügen, wie immer der Nächstfolgende den Weggehenden zu verdächtigen suchte. Liebesbriefe und solche, die uns Geheimmittel anboten, überschwemmten uns von allen Seiten.

Der ganze Vorgang in der Staatsinquisition wurde nicht mehr erwähnt. Weil der Hof des Herzogs die Abreise des Prinzen noch aufgeschoben wünschte, so erhielten einige Wechsler in Venedig Anweisung, ihm beträchtliche Summen auszahlten. So ward er wider Willen in den Stand gesetzt, seinen Aufenthalt in Italien zu verlängern, und auf seine Bitten entschloß ich mich auch, meine Abreise noch zu verschieben.

* * *

Sobald er so weit genesen war, um das Zimmer wieder verlassen zu können, beredete ihn der Arzt, eine Spazierfahrt auf der Brenta zu machen, um die Luft zu verändern. Das Wetter war hell,

und die Partie ward angenommen. Als wir eben im Begriff waren, in die Gondel zu steigen, vermißte der Prinz den Schlüssel zu einer kleinen Schatulle, die sehr wichtige Papiere enthielt. Sogleich kehrten wir um, ihn zu suchen. Er besann sich aufs genaueste, die Schatulle noch den vorigen Tag verschlossen zu haben, und seit dieser Zeit war er nicht aus dem Zimmer gekommen. Aber alles Suchen war umsonst, wir mußten davon abstehen, um die Zeit nicht zu verlieren. Der Prinz, dessen Seele über jeden Argwohn erhoben war, erklärte ihn für verloren und bat uns, nicht weiter davon zu sprechen.

Die Fahrt war die angenehmste. Eine male-
rische Landschaft, die mit jeder Krümmung des
Flusses sich an Reichtum und Schönheit zu über-
treffen schien — der heiterste Himmel, der mitten
im Hornung einen Maien tag bildete — reizende
Gärten und geschmackvolle Landhäuser ohne
Zahl, welche beide Ufer der Brenta schmücken —
hinter uns das majestätische Venedig, mit hundert
aus dem Wasser springenden Türmen und Masten,
alles dies gab uns das herrlichste Schauspiel von
der Welt. Wir überließen uns ganz dem Zau-
ber dieser schönen Natur, unsere Laune war die
heiterste, der Prinz selbst verlor seinen Ernst
und wetteiferte mit uns in fröhlichen Scherzen.

Eine lustige Musik schallte uns entgegen, als
wir einige italienische Meilen von der Stadt ans

Land stiegen. Sie kam aus einem kleinen Dorfe, wo eben Jahrmarkt gehalten wurde; hier wimmelte es von Gesellschaft aller Art. Ein Trupp junger Mädchen und Knaben, alle theatralisch gekleidet, bewillkommte uns mit einem pantomimischen Tanz. Die Erfindung war neu, Leichtigkeit und Grazie beseelten jede Bewegung. Ehe der Tanz noch völlig zu Ende war, schien die Anführerin desselben, welche eine Königin vorstellte, plötzlich wie von einem unsichtbaren Arme gehalten. Leblos stand sie und alles. Die Musik schwieg. Kein Odem war zu hören in der ganzen Versammlung, und sie stand da, den Blick auf die Erde geheftet, in einer tiefen Erstarrung. Auf einmal fuhr sie mit der Wut der Begeisterung in die Höhe, blickte wild um sich her — „Ein König ist unter uns,“ rief sie, riß ihre Krone vom Haupt und legte sie — zu den Füßen des Prinzen. Alles, was da war, richtete hier die Augen auf ihn, lange Zeit ungewiß, ob Bedeutung in diesem Gaukelspiel wäre, so sehr hatte der affektvolle Ernst dieser Spielerin getäuscht. — Ein allgemeines Händeklatschen des Beifalls unterbrach endlich diese Stille. Meine Augen suchten den Prinzen. Ich bemerkte, daß er nicht wenig betroffen war und sich Mühe gab, den forschenden Blicken der Zuschauer auszuweichen. Er warf Geld unter diese Kinder und eilte, aus dem Gewühle zu kommen.

Wir hatten nur wenige Schritte gemacht, als ein ehrwürdiger Barfüßer sich durch das Volk arbeitete und dem Prinzen in den Weg trat. „Herr,“ sagte der Mönch, „gib der Madonna von deinem Reichtum, du wirst ihr Gebet brauchen.“ Er sprach dies mit einem Tone, der uns betreten machte. Das Gedränge riß ihn weg.

Unser Gefolge war unterdessen gewachsen. Ein englischer Lord, den der Prinz schon in Nizza gesehen hatte, einige Kaufleute aus Livorno, ein deutscher Domherr, ein französischer Abbé mit einigen Damen und ein russischer Offizier gesellten sich zu uns. Die Physiognomie des letztern hatte etwas ganz Ungewöhnliches, das unsre Aufmerksamkeit auf sich zog. Nie in meinem Leben sah ich so viele Züge und so wenig Charakter, so viel anlockendes Wohlwollen mit so viel zurückstoßendem Frost in einem Menschengesichte beisammenwohnen. Alle Leidenschaften schienen darin gewühlt und es wieder verlassen zu haben. Nichts war übrig als der stille, durchdringende Blick eines vollendeten Menschenkenners, der jedes Auge verschleuchte, worauf er traf. Dieser seltsame Mensch folgte uns von weitem, schien aber an allem, was vorging, nur einen nachlässigen Anteil zu nehmen.

Wir kamen vor eine Bude zu stehen, wo Lotterie gezogen wurde. Die Damen setzten ein,

wir andern folgten ihrem Beispiel; auch der Prinz forderte ein Los. Es gewann eine Tabatiere. Als er sie aufmachte, sah ich ihn blaß zurückfahren. — Der Schlüssel lag darin.

„Was ist das?“ sagte der Prinz zu mir, als wir einen Augenblick allein waren. „Eine höhere Gewalt verfolgt mich. Allwissenheit schwebt um mich. Ein unsichtbares Wesen, dem ich nicht entfliehen kann, bewacht alle meine Schritte. Ich muß den Armenier aufsuchen und muß Licht von ihm haben.“

Die Sonne neigte sich zum Untergang, als wir vor dem Lusthause ankamen, wo das Abendessen serviert war. Der Name des Prinzen hatte unsre Gesellschaft bis zu sechzehn Personen vergrößert. Außer den oben erwähnten waren noch ein Virtuose aus Rom, einige Schweizer und ein Abenteurer aus Palermo, der Uniform trug und sich für einen Kapitän ausgab, zu uns gestoßen. Es ward beschlossen, den ganzen Abend hier zuzubringen und mit Fackeln nach Hause zu fahren. Die Unterhaltung bei Tische war sehr lebhaft, und der Prinz konnte nicht umhin, die Begebenheit mit dem Schlüssel zu erzählen, welche eine allgemeine Verwunderung erregte. Es wurde heftig über diese Materie gestritten. Die meisten aus der Gesellschaft behaupteten dreist weg, daß alle diese geheimen Künste auf eine Taschenspielererei hinausliefen; der Abbé, der schon viel

Wein getrunken hatte, forderte das ganze Geisterreich in die Schranken heraus; der Engländer sagte Blasphemien; der Musikus machte das Kreuz vor dem Teufel. Wenige, worunter der Prinz war, hielten dafür, daß man sein Urteil über diese Dinge zurückhalten müsse; währenddessen unterhielt sich der russische Offizier mit den Frauenzimmern und schien das ganze Gespräch nicht zu achten. In der Hitze des Streits hatte man nicht bemerkt, daß der Sizilianer hinausgegangen war. Nach Verfluß einer kleinen halben Stunde kam er wieder, in einen Mantel gehüllt, und stellte sich hinter den Stuhl des Franzosen. „Sie haben vorhin den Mut geäußert, es mit allen Geistern aufzunehmen — wollen Sie es mit einem versuchen?“

„Topp!“ sagte der Abbé — „Wenn Sie es auf sich nehmen wollen, mir einen herbei zu schaffen.“

„Das will ich,“ antwortete der Sizilianer (indem er sich gegen uns kehrte), „wenn diese Herrn und Damen uns werden verlassen haben.“

„Warum das?“ rief der Engländer. „Ein herzhafter Geist fürchtet sich vor keiner lustigen Gesellschaft.“

„Ich stehe nicht für den Ausgang,“ sagte der Sizilianer.

„Um des Himmels willen! Nein!“ schrien die Frauenzimmer an dem Tische und fuhren erschrocken von ihren Stühlen.

„Lassen Sie Ihren Geist kommen,“ sagte der Abbé trotzig; „aber warnen Sie ihn vorher, daß es hier spitzige Klingen gibt“ (indem er einen von den Gästen um seinen Degen bat).

„Das mögen Sie alsdann halten, wie Sie wollen,“ antwortete der Sizilianer kalt, „wenn Sie nachher noch Lust dazu haben.“ Hier kehrte er sich zum Prinzen. „Gnädigster Herr,“ sagte er zu diesem, „Sie behaupten, daß Ihr Schlüssel in fremden Händen gewesen. — Können Sie vermuten, in welchen?“

„Nein.“

„Raten Sie auch auf niemand?“

„Ich hatte freilich einen Gedanken — —“

„Würden Sie die Person erkennen, wenn Sie sie vor sich sähen?“

„Ohne Zweifel.“

Hier schlug der Sizilianer seinen Mantel zurück und zog einen Spiegel hervor, den er dem Prinzen vor die Augen hielt.

„Ist es diese?“

Der Prinz trat mit Schrecken zurück.

„Was haben Sie gesehen?“ fragte ich.

„Den Armenier.“

Der Sizilianer verbarg seinen Spiegel wieder unter dem Mantel. „War es dieselbe Person, die Sie meinen?“ fragte die ganze Gesellschaft den Prinzen.

„Die nämliche.“

Hier veränderte sich jedes Gesicht, man hörte auf zu lachen. Alle Augen hingen neugierig an dem Sizilianer.

„Monsieur l'Abbé, das Ding wird ernsthaft,“ sagte der Engländer; „ich rate Ihnen auf den Rückzug zu denken.“

„Der Kerl hat den Teufel im Leibe,“ schrie der Franzose und lief aus dem Hause, die Frauenzimmer stürzten mit Geschrei aus dem Saal, der Virtuose folgte ihnen. Der deutsche Domherr schnarchte in einem Sessel, der Russe blieb, wie bisher, gleichgültig sitzen.

„Sie wollten vielleicht nur einen Großsprecher zum Gelächter machen,“ fing der Prinz wieder an, nachdem jene hinaus waren, „oder hätten Sie wohl Lust, uns Wort zu halten?“

„Es ist wahr,“ sagte der Sizilianer. „Mit dem Abbé war es mein Ernst nicht, ich machte ihm den Antrag nur, weil ich wohl wußte, daß die Memme mich nicht beim Wort nehmen würde. Die Sache selbst ist übrigens zu ernsthaft, um bloß einen Scherz damit auszuführen.“

„Sie räumen also doch ein, daß sie in Ihrer Gewalt ist?“

Der Magier schwieg eine lange Zeit und schien den Prinzen sorgfältig mit den Augen zu prüfen.

„Ja,“ antwortete er endlich.

Die Neugierde des Prinzen war bereits auf den höchsten Grad gespannt. Mit der Geisterwelt in

Verbindung zu stehen, war ehemals seine Lieblich-
schwärmerei gewesen, und seit jener ersten Er-
scheinung des Armeniers hatten sich alle Ideen
wieder bei ihm gemeldet, die seine reifere Ver-
nunft und eine bessere Lektüre so lange abge-
wiesen hatten. Er ging mit dem Sizilianer bei-
seite, und ich hörte ihn sehr angelegentlich mit
ihm unterhandeln.

„Sie haben hier einen Mann vor sich,“ fuhr er
fort, „der von Ungeduld brennt, in dieser wich-
tigen Materie es zu einer Überzeugung zu bringen.
Ich würde denjenigen als meinen Wohltäter, als
meinen ersten Freund umarmen, der hier meine
Zweifel zerstreute und die Decke von meinen
Augen zöge — Wollen Sie sich dieses große Ver-
dienst um mich erwerben?“

„Was verlangen Sie von mir?“ sagte der Magier
mit Bedenken.

„Für jetzt nur eine Probe Ihrer Kunst. Lassen
Sie mich eine Erscheinung sehen.“

„Wozu soll das führen?“

„Dann mögen Sie aus meiner nähern Bekannt-
schaft urteilen, ob ich eines höhern Unterrichts
wert bin.“

„Ich schätze Sie über alles, gnädigster Prinz.
Eine geheime Gewalt in Ihrem Angesichte, die
Sie selbst noch nicht kennen, hat mich beim ersten
Anblick an Sie gebunden. Sie sind mächtiger,

als Sie selbst wissen. Sie haben unumschränkt über meine ganze Gewalt zu gebieten — aber —“

„Also lassen Sie mich eine Erscheinung sehen.“

„Aber ich muß erst gewiß sein, daß Sie diese Forderung nicht aus Neugierde an mich machen. Wenngleich die unsichtbaren Kräfte mir einigermaßen zu Willen sind, so ist es unter der heiligen Bedingung, daß ich die heiligen Geheimnisse nicht profaniere, daß ich meine Gewalt nicht mißbrauche.“

„Meine Absichten sind die reinsten. Ich will Wahrheit.“

Hier verließen sie ihren Platz und traten zu einem entfernten Fenster, wo ich sie nicht weiter hören konnte. Der Engländer, der diese Unterredung gleichfalls mit angehört hatte, zog mich auf die Seite.

„Ihr Prinz ist ein edler Mann. Es tut mir leid um ihn. Ich verwette meine Seele, daß er mit einem Schurken zu tun hat.“

„Es wird darauf ankommen,“ sagte ich, „wie er sich aus dem Handel zieht.“

„Wissen Sie was?“ sagte der Engländer. „Jetzt macht der arme Teufel sich kostbar. Er wird seine Kunst nicht auskramen, bis er Geld klingen hört. Es sind unser neune. Wir wollen eine Kollekte machen und ihn durch einen hohen Preis in Versuchung führen. Das bricht ihm den Hals und öffnet Ihrem Prinzen die Augen.“

„Ich bins zufrieden.“

Der Engländer warf sechs Guineen auf einen Teller und sammelte in der Reihe herum. Jeder gab einige Louis; den Russen besonders schien unser Vorschlag ungemein zu interessieren, er legte eine Banknote von hundert Zechinen auf den Teller — eine Verschwendung, über welche der Engländer erstaunte. Wir brachten die Kollekte dem Prinzen. „Haben Sie die Güte,“ sagte der Engländer, „bei diesem Herrn für uns fürzusprechen, daß er uns eine Probe seiner Kunst sehen lasse und diesen kleinen Beweis unsrer Erkenntlichkeit annehme.“ Der Prinz legte noch einen kostbaren Ring auf den Teller und reichte ihn dem Sizilianer. Dieser bedachte sich einige Sekunden. — „Meine Herrn und Gönner,“ fing er darauf an, „diese Großmut beschämt mich. — Es scheint, daß Sie mich verkennen — aber ich gebe Ihrem Verlangen nach. Ihr Wunsch soll erfüllt werden“ (indem er eine Glocke zog). „Was dieses Gold betrifft, worauf ich selber kein Recht habe, so werden Sie mir erlauben, daß ich es in dem nächsten Benediktinerkloster für milde Stiftungen niederlege. Diesen Ring behalte ich als ein schätzbares Andenken, das mich an den würdigsten Prinzen erinnern soll.“

Hier kam der Wirt, dem er das Geld sogleich überlieferte.

„Und er ist dennoch ein Schurke,“ sagte mir

der Engländer ins Ohr. „Das Geld schlägt er aus, weil ihm jetzt mehr an dem Prinzen gelegen ist.“

„Oder der Wirt versteht seinen Auftrag,“ sagte ein anderer.

„Wen verlangen Sie?“ fragte jetzt der Magier den Prinzen.

Der Prinz besann sich einen Augenblick — „Lieber gleich einen großen Mann,“ rief der Lord. „Fordern Sie den Papst Ganganelli. Dem Herrn wird das gleich wenig kosten.“

Der Sizilianer biß sich in die Lippen — „Ich darf keinen zitieren, der die Weißen empfangen hat.“

„Das ist schlimm,“ sagte der Engländer. „Vielleicht hätten wir von ihm erfahren, an welcher Krankheit er gestorben ist.“

„Der Marquis von Lanoy,“ nahm der Prinz jetzt das Wort, „war französischer Brigadier im vorigen Kriege und mein vertrautester Freund. In der Bataille bei Hastenbeck empfing er eine tödliche Wunde, man trug ihn nach meinem Zelte, wo er bald darauf in meinen Armen starb. Als er schon mit dem Tode rang, winkte er mich noch zu sich. ‚Prinz,‘ fing er an, ‚ich werde mein Vaterland nicht wiedersehen, erfahren Sie also ein Geheimnis, wozu niemand als ich den Schlüssel hat. In einem Kloster an der flandrischen Grenze lebt eine —‘ — hier verschied er. Die Hand des Todes zertrennte den Faden

seiner Rede; ich möchte ihr hier haben und die Fortsetzung hören.“

„Viel gefordert, bei Gott,“ rief der Engländer. „Ich erkläre Sie für einen zweiten Salomo, wenn Sie diese Aufgabe lösen.“

Wir bewunderten die sinnreiche Wahl des Prinzen und gaben ihr einstimmig unsern Beifall. Unterdessen ging der Magier mit starken Schritten auf und nieder und schien unentschlossen mit sich selbst zu kämpfen.

„Und das war alles, was der Sterbende Ihnen hinterlassen hat?“

„Alles.“

„Taten Sie keine weiteren Nachfragen deswegen in seinem Vaterlande?“

„Sie waren alle vergebens.“

„Der Marquis von Lanoy hat untadelhaft gelebt? — Ich darf nicht jeden Toten rufen.“

„Er starb mit Reue über die Ausschweifungen seiner Jugend.“

„Tragen Sie irgend etwa ein Andenken von ihm bei sich?“

„Ja.“ (Der Prinz führte wirklich eine Tabatiere bei sich, worauf das Miniaturbild des Marquis in Emaille war, und die er bei der Tafel neben sich hatte liegen gehabt.)

„Ich verlange es nicht zu wissen — — Lassen Sie mich allein. Sie sollen den Verstorbenen sehen.“

Wir wurden gebeten, uns so lange in den andern Pavillon zu begeben, bis er uns rufen würde. Zugleich ließ er alle Möbel aus dem Saale räumen, die Fenster ausheben und die Läden auf das genaueste verschließen. Dem Wirt, mit dem er schon vertraut zu sein schien, befahl er, ein Gefäß mit glühenden Kohlen zu bringen und alle Feuer im Hause sorgfältig mit Wasser zu löschen. Ehe wir weggingen, nahm er von jedem insbesondere das Ehrenwort, ein ewiges Stillschweigen über das zu beobachten, was wir sehen und hören würden. Hinter uns wurden alle Zimmer auf diesem Pavillon verriegelt.

Es war nach elf Uhr, und eine tiefe Stille herrschte im ganzen Hause. Beim Hinausgehen fragte mich der Russe, ob wir geladene Pistolen bei uns hätten? — „Wozu?“ sagte ich. — „Es ist auf alle Fälle,“ versetzte er. „Warten Sie einen Augenblick, ich will mich darnach umsehen.“ Er entfernte sich. Der Baron von Freihardt und ich öffneten ein Fenster, das jenem Pavillon gegenüber sah, und es kam uns vor, als hörten wir zwei Menschen zusammen flüstern und ein Geräusch, als ob man eine Leiter anlegte. Doch war das nur eine Mutmaßung, und ich getraute mich nicht, sie für wahr auszugeben. Der Russe kam mit einem Paar Pistolen zurück, nachdem er eine halbe

Stunde ausgeblieben war. Wir sahen sie ihn scharf laden. Es war beinahe zwei Uhr, als der Magier wieder erschien und uns ankündigte, daß es Zeit wäre. Ehe wir hineintraten, ward uns befohlen, die Schuhe auszuziehen und im bloßen Hemde, Strümpfen und Unterkleidern zu erscheinen. Hinter uns wurde, wie das erstmal, verriegelt.

Wir fanden, als wir in den Saal zurückkamen, mit einer Kohle einen weiten Kreis beschrieben, der uns alle zehn bequem fassen konnte. Rings herum an allen vier Wänden des Zimmers waren die Dielen weggehoben, daß wir gleichsam auf einer Insel standen. Ein Altar, mit schwarzem Tuch behangen, stand mitten im Kreis errichtet, unter welchem ein Teppich von rotem Atlas gebreitet war. Eine chaldäische Bibel lag bei einem Totenkopf aufgeschlagen auf dem Altar, und ein silbernes Kruzifix war darauf festgemacht. Statt der Kerzen brannte Spiritus in einer silbernen Kapsel. Ein dicker Rauch von Olibanum verfinsterte den Saal, wovon das Licht beinahe erstickte. Der Beschwörer war entkleidet wie wir, aber barfuß; um den bloßen Hals trug er ein Amulett an einer Kette von Menschenhaaren, um die Lenden hatte er eine weiße Schürze geschlagen, die mit geheimen Chiffren und symbolischen Figuren bezeichnet war. Er hieß uns einander die Hände reichen und eine

tiefe Stille beobachten; vorzüglich empfahl er uns, ja keine Frage an die Erscheinung zu tun. Den Engländer und mich (gegen uns beide schien er das meiste Mißtrauen zu hegen) ersuchte er, zwei bloße Degen unverrückt und kreuzweise einen Zoll hoch über seinem Scheitel zu halten, solange die Handlung dauern würde. Wir standen in einem halben Mond um ihn herum; der russische Offizier drängte sich dicht an den Engländer und stand zunächst an dem Altar. Das Gesicht gegen Morgen gerichtet, stellte sich der Magier jetzt auf den Teppich, sprengte Weihwasser nach allen vier Weltgegenden und neigte sich dreimal gegen die Bibel. Eine halbe Viertelstunde dauerte die Beschwörung, von welcher wir nichts verstanden; nach Endigung derselben gab er denen, die zunächst hinter ihm standen, ein Zeichen, daß sie ihn jetzt fest bei den Haaren fassen sollten. Unter den heftigsten Zuckungen rief er den Verstorbenen dreimal mit Namen, und das drittemal streckte er nach dem Kruzifixe die Hand aus — — —

Auf einmal empfanden wir alle zugleich einen Streich wie vom Blitze, daß unsere Hände auseinander flogen; ein plötzlicher Donnerschlag erschütterte das Haus, alle Schlösser klangen; alle Türen schlugen zusammen, der Deckel an der Kapsel fiel zu, das Licht löschte aus, und an der entgegenstehenden Wand über dem Ka-

mine zeigte sich eine menschliche Figur, in blutigem Hemde, bleich, und mit dem Gesicht eines Sterbenden.

„Wer ruft mich?“ sagte eine hohle, kaum hörbare Stimme.

„Dein Freund,“ antwortete der Beschwörer, „der dein Andenken ehrt und für deine Seele betet.“ Dabei nannte er den Namen des Prinzen.

Die Antworten erfolgten immer nach einem sehr großen Zwischenraum.

„Was verlangt er?“ fuhr diese Stimme fort.

„Dein Bekenntnis will er zu Ende hören, das du in dieser Welt angefangen und nicht beschlossen hast.“

„In einem Kloster auf der flandrischen Grenze lebt — —“

81

Hier erzitterte das Haus von neuem. Die Türe sprang freiwillig unter einem heftigen Donnerschlag auf, ein Blitz erleuchtete das Zimmer, und eine andere körperliche Gestalt, blutig und blaß wie die erste, aber schrecklicher, erschien an der Schwelle. Der Spiritus fing von selbst wieder an zu brennen, und der Saal wurde hell wie zuvor.

„Wer ist unter uns?“ rief der Magier erschrocken und warf einen Blick des Entsetzens durch die Versammlung. „Dich hab ich nicht gewollt.“

Die Gestalt ging mit majestätischem, leisem

Schritt gerade auf den Altar zu, stellte sich auf den Teppich, uns gegenüber, und faßte das Kruzifix. Die erste Figur sahen wir nicht mehr.

„Wer ruft mich?“ fragte diese zweite Erscheinung.

Der Magier fing an, heftig zu zittern. Schrecken und Erstaunen hatten uns gefesselt. Ich griff nach einer Pistole, der Magier riß mir sie aus der Hand und drückte sie auf die Gestalt ab. Die Kugel rollte langsam auf dem Altar, und die Gestalt trat unverändert aus dem Rauche. Jetzt sank der Magier ohnmächtig nieder.

„Was wird das?“ rief der Engländer voll Erstaunen und wollte einen Streich mit dem Degen nach ihr tun. Die Gestalt berührte seinen Arm, und die Klinge fiel zu Boden. Hier trat der Angstschweiß auf meine Stirn. Baron Freihardt gestand uns nachher, daß er gebetet habe. Diese ganze Zeit über stand der Prinz furchtlos und ruhig, die Augen starr auf die Erscheinung gerichtet.

„Ja! Ich erkenne dich,“ rief er endlich voll Rührung aus, „du bist Lanoy, du bist mein Freund — — Woher kommst du?“

„Die Ewigkeit ist stumm. Frage mich aus dem vergangenen Leben.“

„Wer lebt in dem Kloster, das du mir bezeichnet hast?“

„Meine Tochter.“

„Wie? Du bist Vater gewesen?“

„Weh mir, daß ich es zu wenig war!“

„Bist du nicht glücklich, Lanoy?“

„Gott hat gerichtet.“

„Kann ich dir auf dieser Welt noch einen Dienst erzeigen?“

„Keinen, als an dich selbst zu denken.“

„Wie muß ich das?“

„In Rom wirst du es erfahren.“

Hier erfolgte ein neuer Donnerschlag — eine schwarze Rauchwolke erfüllte das Zimmer; als sie zerflossen war, fanden wir keine Gestalt mehr. Ich stieß einen Fensterladen auf. Es war Morgen.

Jetzt kam auch der Magier aus seiner Betäubung zurück. „Wo sind wir?“ rief er aus, als er Tageslicht erblickte. Der russische Offizier stand dicht hinter ihm und sah ihm über die Schulter. „Taschenspieler,“ sagte er mit schrecklichem Blick zu ihm, „du wirst keinen Geist mehr rufen.“

Der Sizilianer drehte sich um, sah ihm genauer ins Gesicht, tat einen lauten Schrei und stürzte zu seinen Füßen.

Jetzt sahen wir alle auf einmal den vermeintlichen Russen an. Der Prinz erkannte in ihm ohne Mühe die Züge seines Armeniers wieder, und das Wort, das er eben hervorstottern wollte, erstarb auf seinem Munde. Schrecken und Über-

raschung hatten uns alle wie versteinert. Lautlos und unbeweglich starrten wir dieses geheimnisvolle Wesen an, das uns mit einem Blicke stiller Gewalt und Größe durchschaute. Eine Minute dauerte dies Schweigen — und wieder eine. Kein Odem war in der ganzen Versammlung.

Einige kräftige Schläge an die Türe brachten uns endlich wieder zu uns selbst. Die Tür fiel zertrümmert in den Saal, und herein drangen Gerichtsdiener und Wachen. „Hier finden wir sie ja beisammen!“ rief der Anführer und wandte sich zu seinen Begleitern. „Im Namen der Regierung!“ rief er uns zu. „Ich verhafte euch.“ Wir hatten nicht so viel Zeit, uns zu besinnen; in wenig Augenblicken waren wir umringt. Der russische Offizier, den ich jetzt wieder den Armenier nenne, zog den Anführer der Häscher auf die Seite, und soviel mir die Verwirrung zuließ, bemerkte ich, daß er ihm einige Worte heimlich ins Ohr sagte und etwas Schriftliches vorzeigte. Sogleich verließ ihn der Häscher mit einer stummen und ehrerbietigen Verbeugung, wandte sich darauf zu uns und nahm seinen Hut ab. „Vergeben Sie, meine Herren,“ sagte er, „daß ich Sie mit diesem Betrüger vermengen konnte. Ich will nicht fragen, wer Sie sind — aber dieser Herr versichert mir, daß ich Männer von Ehre vor mir habe.“ Zugleich winkte er seinen Begleitern, von uns abzulassen. Den

Sizilianer befahl er wohl zu bewachen und zu binden. „Der Bursche da ist überreif,“ setzte er hinzu. „Wir haben schon sieben Monate auf ihn gelauert.“

Dieser elende Mensch war wirklich ein Gegenstand des Jammers. Der doppelte Schrecken der zweiten Geistererscheinung und dieses unerwarteten Überfalls hatten seine Besinnungskraft überwältigt. Er ließ sich binden wie ein Kind; die Augen lagen weit aufgesperrt und stier in einem totenähnlichen Gesichte, und seine Lippen bebten in stillen Zuckungen, ohne einen Laut auszustoßen. Jeden Augenblick erwarteten wir einen Ausbruch von Konvulsionen. Der Prinz fühlte Mitleid mit seinem Zustand und unternahm es, seine Loslassung bei dem Gerichtsdienere auszuwirken, dem er sich zu erkennen gab.

„Gnädigster Herr,“ sagte dieser, „wissen Sie auch, wer der Mensch ist, für welchen Sie sich so großmütig verwenden? Der Betrug, den er Ihnen zu spielen gedachte, ist sein geringstes Verbrechen. Wir haben seine Helfershelfer. Sie sagen abscheuliche Dinge von ihm aus. Er mag sich noch glücklich preisen, wenn er mit der Galeere davon kommt.“

Unterdessen sahen wir auch den Wirt nebst seinen Hausgenossen mit Stricken gebunden über den Hof führen. — „Auch dieser?“ rief der Prinz. „Was hat denn dieser verschuldet?“ — „Er war

sein Mitschuldiger und Hehler,“ antwortete der Anführer der Häscher, „der ihm zu seinen Taschenspielerstückchen und Diebereien behilflich gewesen und seinen Raub mit ihm geteilt hat. Gleich sollen Sie überzeugt sein, gnädigster Herr“ (indem er sich zu seinen Begleitern kehrte). „Man durchsuche das ganze Haus und bringe mir sogleich Nachricht, was man gefunden hat.“

Jetzt sah sich der Prinz nach dem Armenier um — aber er war nicht mehr vorhanden; in der allgemeinen Verwirrung, welche dieser Überfall anrichtete, hatte er Mittel gefunden, sich unbemerkt zu entfernen. Der Prinz war untröstlich; gleich wollte er ihm alle seine Leute nachschicken; er selbst wollte ihn aufsuchen und mich mit sich fortreißen. Ich eilte ans Fenster; das ganze Haus war von Neugierigen umringt, die das Gerücht dieser Begebenheit herbeigeführt hatte. Unmöglich war es, durch das Gedränge zu kommen. Ich stellte dem Prinzen dieses vor: „Wenn es diesem Armenier ernst ist, sich vor uns zu verbergen, so weiß er unfehlbar die Schliche besser als wir, und alle unsre Nachforschungen werden vergebens sein. Lieber lassen Sie uns noch hier bleiben, gnädigster Prinz. Vielleicht kann uns dieser Gerichtsdienner etwas Näheres von ihm sagen, dem er sich, wenn ich anders recht gesehen, entdeckt hat.“

Jetzt erinnerten wir uns, daß wir noch aus-

gekleidet waren. Wir eilten nach unserm Zimmer, uns in der Geschwindigkeit in unsre Kleider zu werfen. Als wir zurückkamen, war die Haus-suchung beendet.

Nachdem man den Altar weggeräumt und die Dielen des Saals aufgebrochen, entdeckte man ein geräumiges Gewölbe, worin ein Mensch gemächlich aufrecht sitzen konnte, mit einer Türe versehen, die durch eine schmale Treppe nach dem Keller führte. In diesem Gewölbe fand man eine Elektrisiermaschine, eine Uhr und eine kleine silberne Glocke, welche letztere, so wie die Elektrisiermaschine, mit dem Altar und dem darauf befestigten Kruzifixe Kommunikation hatte. Ein Fensterladen, der dem Kamine gerade gegenüberstand, war durchbrochen und mit einem Schieber versehen, um, wie wir nachher erfuhren, eine magische Laterne in seine Öffnung einzupassen, aus welcher die verlangte Gestalt auf die Wand über dem Kamine geworfen war. Vom Dachboden und aus dem Keller brachte man verschiedene Trommeln, woran große bleierne Kugeln an Schnüren befestigt hingen, wahrscheinlich um das Geräusch des Donners hervorzubringen, das wir gehört hatten. Als man die Kleider des Sizilianers durchsuchte, fand man in einem Etui verschiedene Pulver, wie auch Quecksilber in Phiolen und Büchsen, Phosphor in einer gläsernen Flasche, einen Ring, den wir

gleich für einen magnetischen erkannten, weil er an einem stählernen Knopfe hängen blieb, dem er von ungefähr nahe gebracht worden, in den Rocktaschen ein Paternoster, einen Judenbart, Terzerole und einen Dolch. „Laß doch sehn, ob sie geladen sind!“ sagte einer von den Häschern, indem er eines von den Terzerolen nahm und ins Kamin abschob.

„Jesus Maria!“ rief eine hohle menschliche Stimme, eben die, welche wir von der ersten Erscheinung gehört hatten — und in demselben Augenblick sahen wir einen blutenden Körper aus dem Schlot herunterstürzen. — „Noch nicht zur Ruhe, armer Geist?“ rief der Engländer, während wir andern mit Schrecken zurückführen. „Gehe heim zu deinem Grabe. Du hast geschienen, was du nicht warst; jetzt wirst du sein, was du schienst.“

„Jesus Maria! Ich bin verwundet,“ wiederholte der Mensch im Kamine. Die Kugel hatte ihm das rechte Bein zerschmettert. Sogleich sorgte man, daß die Wunde verbunden wurde.

„Aber wer bist du denn, und was für ein böser Dämon muß dich hierher führen?“

„Ein armer Barfüßer,“ antwortete der Verwundete. „Ein fremder Herr hat mir eine Zeichne geboten, daß ich —“

„Eine Formel hersagen sollte? Und warum hast du dich denn nicht gleich wieder davon gemacht?“

„Er wollte mir ein Zeichen geben, wenn ich fortfahren sollte; aber das Zeichen blieb aus, und wie ich hinaussteigen wollte, war die Leiter weggezogen.“

„Und wie heißt denn die Formel, die er dir eingelernt hat?“

Der Mensch bekam hier eine Ohnmacht, daß nichts weiter aus ihm herauszubringen war. Als wir ihn näher betrachteten, erkannten wir ihn für denselben, der sich dem Prinzen den Abend vorher in den Weg gestellt und ihn so feierlich angeredet hatte.

Unterdessen hatte sich der Prinz zu dem Anführer der Häscher gewendet.

„Sie haben uns,“ sagte er, indem er ihm zugleich einige Goldstücke in die Hand drückte, „Sie haben uns aus den Händen eines Betrügers gerettet und uns, ohne uns noch zu kennen, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wollen Sie nun unsre Verbindlichkeit vollkommen machen und uns entdecken, wer der Unbekannte war, dem es nur ein paar Worte kostete, uns in Freiheit zu setzen?“

„Wen meinen Sie?“ fragte der Anführer der Häscher mit einer Miene, die deutlich zeigte, wie unnötig diese Frage war.

„Den Herrn in russischer Uniform meine ich, der Sie vorhin beiseite zog, Ihnen etwas Schriftliches vorwies und einige Worte ins Ohr sagte, worauf Sie uns sogleich wieder losgaben.“

„Sie kennen diesen Herrn also nicht?“ fragte der Häscher wieder. „Er war nicht von Ihrer Gesellschaft?“

„Nein,“ sagte der Prinz, „aber aus sehr wichtigen Ursachen wünschte ich, näher mit ihm bekannt zu werden.“

„Näher“, antwortete der Häscher, „kenn ich ihn auch nicht. Sein Name selbst ist mir unbekannt, und heute hab ich ihn zum erstenmal in meinem Leben gesehn.“

„Wie? Und in so kurzer Zeit, durch ein paar Worte konnte er so viel über Sie vermögen, daß Sie ihn selbst und uns alle für unschuldig erklärten?“

„Allerdings, durch ein einziges Wort.“

„Und dieses war? — Ich gestehe, daß ich es wissen möchte.“

„Dieser Unbekannte, gnädigster Herr“ — indem er die Zechinen in seiner Hand wog — „Sie sind zu großmütig gegen mich gewesen, um Ihnen länger ein Geheimnis daraus zu machen — dieser Unbekannte war — ein Offizier der Staatsinquisition.“

„Der Staatsinquisition! — Dieser!“

„Nicht anders, gnädigster Herr — und davon überzeugte mich das Papier, welches er mir vorzeigte.“

„Dieser Mensch, sagten Sie? Es ist nicht möglich.“

„Ich will Ihnen noch mehr sagen, gnädigster Herr. Eben dieser war es, auf dessen Befehl ich hierher geschickt worden bin, den Geisterbeschwörer zu verhaften.“

Wir sahen uns mit noch größerem Erstaunen an.

„Da hätten wir es ja heraus,“ rief endlich der Engländer, „warum der arme Teufel von Beschwörer so erschrocken zusammenfuhr, als er ihm näher ins Gesicht sah. Er erkannte ihn für einen Spion, und darum tat er jenen Schrei und stürzte zu seinen Füßen.“

„Nimmermehr,“ rief der Prinz. „Dieser Mensch ist alles, was er sein will, und alles, was der Augenblick will, daß er sein soll. Was er wirklich ist, hat noch kein Sterblicher erfahren. Sahen Sie den Sizilianer zusammensinken, als er ihm die Worte ins Ohr schrie: ‚Du wirst keinen Geist mehr rufen!‘ Dahinter ist mehr! Daß man vor etwas Menschlichem so zu erschrecken pflegt, soll mich niemand überreden.“

„Darüber wird uns der Magier selbst wohl am besten zurechtweisen können,“ sagte der Lord, „wenn uns dieser Herr“ — sich zu dem Anführer der Gerichtsdieners wendend — „Gelegenheit verschaffen will, seinen Gefangenen zu sprechen.“

Der Anführer der Häscher versprach es uns, und wir redeten mit dem Engländer ab, daß wir ihn gleich den andern Morgen aufsuchen

wollten. Jetzt begaben wir uns nach Venedig zurück.

* * *

Mit dem frühesten Morgen war Lord Seymour da (dies war der Name des Engländers), und bald nachher erschien eine vertraute Person, die der Gerichtsdieners abgeschickt hatte, uns nach dem Gefängnis zu führen.

Ich habe vergessen, zu erzählen, daß der Prinz schon seit etlichen Tagen einen seiner Jäger vermißte, einen Bremer von Geburt, der ihm viele Jahre redlich gedient und sein ganzes Vertrauen besessen hatte. Ob er verunglückt oder gestohlen oder auch entlaufen war, wußte niemand. Zu dem letzteren war gar kein wahrscheinlicher Grund vorhanden, weil er jederzeit ein stiller und ordentlicher Mensch gewesen und nie ein Tadel an ihm gefunden war. Alles, worauf seine Kameraden sich besinnen konnten, war, daß er in der letzten Zeit sehr schwermütig gewesen und, wo er nur einen Augenblick erhaschen konnte, ein gewisses Minoritenkloster in der Giudecca besucht habe, wo er auch mit einigen Brüdern öfters Umgang gepflegt habe. Dies brachte uns auf die Vermutung, daß er vielleicht in die Hände der Mönche geraten sein möchte und sich katholisch gemacht hätte. Weil der Prinz über solche Fragen sehr tolerant oder sehr

gleichgültig dachte, so ließ ers bei einigen fruchtlosen Nachforschungen bewenden. Doch schmerzte ihn der Verlust dieses Menschen, der ihm auf seinen Feldzügen immer zur Seite gewesen, immer treu an ihm geblieben und in einem fremden Lande so leicht nicht wieder zu ersetzen war. Heute nun, als wir eben im Begriff standen auszugehen, ließ sich der Bankier des Prinzen melden, an den der Auftrag ergangen war, für einen neuen Bedienten zu sorgen. Dieser stellte dem Prinzen einen gutgebildeten und wohlgekleideten Menschen in mittlern Jahren vor, der lange Zeit in Diensten eines Prokurators als Sekretär gestanden habe, Französisch und auch etwas Deutsch sprach, übrigens mit den besten Zeugnissen versehen war. Seine Physiognomie gefiel, und da er erklärte, daß sein Gehalt von der Zufriedenheit des Prinzen mit seinen Diensten abhängen sollte, so ließ er ihn ohne Verzug eintreten.

Wir fanden den Sizilianer in einem Privatgefängnis, wohin er, dem Prinzen zu Gefallen, wie der Gerichtsdienner sagte, einstweilen gebracht worden war, ehe er unter die Bleidächer gesetzt wurde, zu denen kein Zugang mehr offen steht. Diese Bleidächer sind das fürchterlichste Gefängnis in Venedig, unter dem Dach des St. Markuspalastes, worin die unglücklichen Verbrecher von der dörrenden Sonnenhitze, die sich auf der Bleifläche sammelt, oft bis zum Wahnwitze leiden.

Der Sizilianer hatte sich von dem gestrigen Zufalle wieder erholt und stand ehrerbietig auf, als er des Prinzen ansichtig wurde. Ein Bein und eine Hand waren gefesselt, sonst aber konnte er frei durch das Zimmer gehen. Bei unserm Eintritt entfernte sich die Wache vor die Türe.

„Ich komme,“ sagte der Prinz, nachdem wir Platz genommen hatten, „über zwei Punkte Erklärung von Ihnen zu verlangen. Die eine sind Sie mir schuldig, und es wird Ihr Schade nicht sein, wenn Sie mich über den andern befriedigen.“

„Meine Rolle ist ausgespielt,“ versetzte der Sizilianer. „Mein Schicksal steht in Ihren Händen.“

„Ihre Aufrichtigkeit allein“, versetzte der Prinz, „kann es erleichtern.“

„Fragen Sie, gnädigster Herr. Ich bin bereit, zu antworten, denn ich habe nichts mehr zu verlieren.“

„Sie haben mich das Gesicht des Armeniers in Ihrem Spiegel sehen lassen. Wodurch bewirkten Sie dieses?“

„Es war kein Spiegel, was Sie gesehen haben. Ein bloßes Pastellgemälde hinter einem Glas, das einen Mann in armenischer Kleidung vorstellte, hat Sie getäuscht. Meine Geschwindigkeit, die Dämmerung, Ihr Erstaunen unterstützten diesen Betrug. Das Bild wird sich unter den übrigen

Sachen finden, die man in dem Gasthof in Beschlag genommen hat.“

„Aber wie konnten Sie meine Gedanken so gut wissen und gerade auf den Armenier raten?“

„Dieses war gar nicht schwer, gnädigster Herr. Ohne Zweifel haben Sie sich bei Tische in Gegenwart Ihrer Bedienten über die Begebenheit öfters ausgelassen, die sich zwischen Ihnen und diesem Armenier ereignet hat. Einer von meinen Leuten machte mit einem Jäger, der in Ihren Diensten steht, zufälligerweise in der Giudecca Bekanntschaft, aus welchem er nach und nach so viel zu ziehen wußte, als mir zu wissen nötig war.“

„Wo ist dieser Jäger?“ fragte der Prinz. „Ich vermisse ihn, und ganz gewiß wissen Sie um seine Entweichung.“

„Ich schwöre Ihnen, daß ich nicht das geringste davon weiß, gnädigster Herr. Ich selbst habe ihn nie gesehen und nie eine andre Absicht mit ihm gehabt als die eben gemeldete.“

„Fahren Sie fort,“ sagte der Prinz.

„Auf diesem Wege nun erhielt ich überhaupt auch die erste Nachricht von Ihrem Aufenthalt und Ihren Begebenheiten in Venedig, und sogleich entschloß ich mich, sie zu nützen. Sie sehen, gnädigster Herr, daß ich aufrichtig bin. Ich wußte von Ihrer geplanten Spazierfahrt auf der Brenta; ich hatte mich darauf vorbereitet. Ein

Schlüssel, der Ihnen von ungefähr entfiel, gab mir die erste Gelegenheit, meine Kunst an Ihnen zu versuchen.“

„Wie? So hätte ich mich also geirrt? Das Stückchen mit dem Schlüssel war Ihr Werk, und nicht des Armeniers? Der Schlüssel, sagen Sie, wäre mir entfallen?“

„Als Sie die Börse zogen — und ich nahm den Augenblick wahr, da mich niemand beobachtete, ihn schnell mit dem Fuße zu verdecken. Die Person, bei der Sie die Lotterielose nahmen, war im Einverständnis mit mir. Sie ließ Sie aus einem Gefäße ziehen, wo keine Niete zu holen war, und der Schlüssel lag längst in der Dose, ehe sie von Ihnen gewonnen wurde.“

„Nunmehr begreif ichs. Und der Barfüßermönch, der sich mir in den Weg warf und mich so feierlich anredete?“

„War der nämliche, den man, wie ich höre, verwundet aus dem Kamine gezogen. Es ist einer von meinen Kameraden, der mir unter dieser Verhüllung schon manche gute Dienste leistete.“

„Aber zu welchem Ende stellten Sie dieses an?“

„Um Sie nachdenkend zu machen — um einen Gemütszustand in Ihnen vorzubereiten, der Sie für das Wunderbare, das ich mit Ihnen im Sinn hatte, empfänglich machen sollte.“

„Aber der pantomimische Tanz, der eine so

überraschende seltsame Wendung nahm — dieser war doch wenigstens nicht von Ihrer Erfindung?“

„Das Mädchen, welches die Königin vorstellte, war von mir unterrichtet und ihre ganze Rolle mein Werk. Ich vermutete, daß es Eure Durchlaucht nicht wenig befremden würde, an diesem Orte gekannt zu sein, und, verzeihen Sie mir, gnädigster Herr, das Abenteuer mit dem Armenier ließ mich hoffen, daß Sie bereits schon geneigt sein würden, natürliche Auslegungen zu verschmähen und nach höhern Quellen des Außerordentlichen zu spüren.“

„In der Tat,“ rief der Prinz mit einer Miene zugleich des Verdrusses und der Verwunderung, indem er mir besonders einen bedeutenden Blick gab, „in der Tat,“ rief er aus, „das habe ich nicht erwartet.“*

* Und wahrscheinlich auch die wenigsten der Leser. Diese zu den Füßen des Prinzen so unerwartet und so feierlich niedergelegte Krone, mit der vorhergehenden Prophezeiung des Armeniers zusammen genommen, scheint so natürlich und ungezwungen auf einen gewissen Zweck zu zielen, daß mir beim ersten Lesen dieser Memoiren sogleich die verfängliche Anrede der Zauberschwestern in Macbeth: Heil Dir Than von Glamis, der einst König sein wird! dabei eingefallen ist; und vermutlich ist es mehreren so ergangen. Wenn eine gewisse Vorstellung auf eine feierliche und ungewöhnliche Art in die Seele gebracht worden ist, so kann es nicht fehlen, daß alle darauf folgenden, welche nur der geringsten Beziehung auf sie fähig sind, sich an dieselbe anschließen und in einen gewissen Rapport mit

„Aber“, fuhr er nach einem langen Stillschweigen fort, „wie brachten Sie die Gestalt hervor, die an der Wand über dem Kamine erschien?“

„Durch die Zauberlaterne, welche an dem gegenüberstehenden Fensterladen angebracht war, wo Sie auch die Öffnung dazu bemerkt haben werden.“

„Aber wie kam es denn, daß kein einziger unter uns sie gewahr wurde?“ fragte Lord Seymour.

„Sie erinnern sich, gnädigster Herr, daß ein dicker Rauch von Olibanum den ganzen Saal verfinsterte, als Sie zurückgekommen waren. Zugleich hatte ich die Vorsicht gebraucht, die Dielen, welche man weggehoben, neben demjenigen Fenster anlehnen zu lassen, wo die Laterna magica eingefügt war; dadurch verhinderte ich, daß Ihnen dieser Fensterladen sogleich ins Gesicht fiel.

ihr setzen. Der Sizilianer, der, wie es scheint, mit der ganzen Sache nicht mehr und nicht weniger gewollt hat, als den Prinzen dadurch zu überraschen, daß er ihn nicht merken ließ, sein Stand sei entdeckt, hat dem Armenier, ohne daran zu denken, in die Hand gearbeitet; aber so sehr die Sache auch an Interesse verliert, wenn man den höhern Zweck zurücknimmt, auf welchen sie anfangs angelegt schien, so wenig darf ich doch der historischen Wahrheit zu nahe treten, und ich erzähle das Faktum, wie ich es gefunden.

Der Herausgeber: Friedrich v. Schiller.

3
Übrigens blieb die Laterne auch so lange durch einen Schieber verdeckt, bis Sie alle Ihre Plätze genommen hatten und keine Untersuchung im Zimmer mehr von Ihnen zu fürchten war.“

„Mir kam vor,“ fiel ich ein, „als hörte ich in der Nähe dieses Saals eine Leiter anlegen, als ich in dem andern Pavillon aus dem Fenster sah. War dem wirklich so?“

„Ganz recht. Eben diese Leiter war es, auf welcher mein Gehilfe zu dem bewußten Fenster emporkletterte, um die Zauberlaterne zu dirigieren.“

„Die Gestalt“, fuhr der Prinz fort, „schien wirklich eine flüchtige Ähnlichkeit mit meinem verstorbenen Freunde zu haben; besonders traf es zu, daß sie sehr blond war. War dieses bloßer Zufall, oder woher schöpften Sie die Ähnlichkeit?“

„Eure Durchlaucht erinnern sich, daß Sie über Tische eine Dose neben sich liegen hatten, auf welcher das Porträt eines Offiziers in Dragoneruniform in Emaille war. Ich fragte Sie, ob Sie von Ihrem Freunde nicht irgendein Andenken bei sich führten? Worauf Sie mit Ja antworteten; daraus schloß ich, daß es vielleicht die Dose sein möchte. Ich hatte das Bild über Tische gut ins Auge gefaßt, und weil ich im Zeichnen sehr geübt, auch im Treffen sehr glücklich bin, so war es mir ein leichtes, dem Bilde diese flüchtige Ähnlichkeit zu geben, die Sie wahr-

genommen haben, um so mehr, da die Gesichtszüge des Marquis sehr ins Auge fallen.“

„Aber die Gestalt schien sich doch zu bewegen —“

„So schien es — aber es war nicht die Gestalt, sondern der Rauch, der von dem Scheine beleuchtet war.“

„Und der Mensch, welcher aus dem Schlot herabstürzte, antwortete also für die Erscheinung?“

„Eben dieser.“

„Aber er konnte ja die Fragen nicht wohl hören.“

„Dies brauchte er auch nicht. Sie besinnen sich, gnädigster Prinz, daß ich Ihnen allen auf das strengste verbot, selbst eine Frage an das Gespenst zu richten. Was ich ihn fragen würde und er mir antworten sollte, war abgeredet; und damit ja kein Versehen vorfiele, ließ ich ihn große Pausen beobachten, die er an den Schlägen einer Uhr abzählen mußte.“

„Sie gaben dem Wirte Befehl, alle Feuer im Hause sorgfältig mit Wasser löschen zu lassen; dies geschah ohne Zweifel —“

„Um meinen Mann im Kamine außer Gefahr des Erstickens zu setzen, weil die Schornsteine im Hause ineinander laufen und ich vor Ihrem Gefolge nicht ganz sicher zu sein glaubte.“

„Wie kam es aber,“ fragte Lord Seymour,

„daß Ihr Geist weder früher noch später da war, als Sie ihn brauchten?“

„Mein Geist war schon eine gute Weile im Zimmer, ehe ich ihn zitierte; aber solange der Spiritus brannte, konnte man diesen matten Schein nicht sehen. Als meine Beschwörungsformel geendigt war, ließ ich das Gefäß, worin der Spiritus flammte, zusammenfallen, es wurde Nacht im Saal, und jetzt erst wurde man die Figur an der Wand gewahr, die sich schon längst darauf reflektiert hatte.“

„Aber in eben dem Moment, als der Geist erschien, empfanden wir alle einen elektrischen Schlag. Wie bewirkten Sie diesen?“

„Die Maschine unter dem Altar haben Sie entdeckt. Sie sahen auch, daß ich auf einem seidnen Fußteppich stand. Ich ließ Sie in einem halben Mond um mich herumstehen und einander die Hände reichen; als es nahe dabei war, winkte ich einem von Ihnen, mich bei den Haaren zu fassen. Das silberne Kruzifix war der Konduktor, und Sie empfingen den Schlag, als ich es mit der Hand berührte.“

„Sie befahlen uns, dem Grafen von Osten und mir,“ sagte Lord Seymour, „zwei bloße Degen kreuzweise über Ihrem Scheitel zu halten, solange die Beschwörung dauern würde. Wozu nun dieses?“

„Zu nichts weiter, als um Sie beide, denen ich

am wehigsten traute, während der ganzen Zeit zu beschäftigen. Sie erinnern sich, daß ich Ihnen ausdrücklich einen Zoll hoch bestimmte; dadurch, daß Sie diese Entfernung immer in acht nehmen mußten, waren Sie verhindert, Ihre Blicke dahin zu richten, wo ich sie nicht gerne haben wollte. Meinen schlimmsten Feind hatte ich damals noch gar nicht ins Auge gefaßt.“

„Ich gestehe,“ rief Lord Seymour, „daß dies vorsichtig behandelt heißt — aber warum mußten wir ausgekleidet sein?“

„Bloß um der Handlung eine Feierlichkeit mehr zu geben und durch das Ungewöhnliche Ihre Einbildungskraft zu spannen.“

„Die zweite Erscheinung ließ Ihren Geist nicht zum Wort kommen,“ sagte der Prinz. „Was hätten wir eigentlich von ihm erfahren sollen?“

„Beinahe dasselbe, was Sie nachher gehört haben. Ich fragte Eure Durchlaucht nicht ohne Absicht, ob Sie mir auch alles gesagt, was Ihnen der Sterbende aufgetragen, und ob Sie keine weitere Nachfragen wegen seiner in seinem Vaterlande getan; dieses fand ich nötig, um nicht gegen Tatsachen anzustoßen, die der Aussage meines Geistes hätten widersprechen können. Ich fragte gewisser Jugendsünden wegen, ob der Verstorbene untadelhaft gelebt, und auf die Antwort gründete ich alsdann meine Erfindung.“

„Über diese Sache“, fing der Prinz nach einigem

Stillschweigen an, „haben Sie mir einen befriedigenden Aufschluß gegeben. Aber ein Hauptumstand ist noch zurück, worüber ich Licht von Ihnen verlange.“

„Wenn es in meiner Gewalt steht, und —“

„Keine Bedingungen! Die Gerechtigkeit, in deren Händen Sie sind, dürfte so bescheiden nicht fragen. Wer war dieser Unbekannte, vor dem wir Sie niederstürzen sahen? Was wissen Sie von ihm? Woher kennen Sie ihn? Und was hat es für eine Bewandnis mit dieser zweiten Erscheinung?“

„Gnädigster Prinz —“

„Als Sie ihm näher ins Gesicht sahen, stießen Sie einen lauten Schrei aus und stürzten nieder. Warum das? Was bedeutete das?“

„Dieser Unbekannte, gnädigster Prinz —“ Er hielt inne, wurde sichtbarlich unruhiger und sah uns alle in der Reihe herum mit verlegnen Blicken an. — „Ja, bei Gott, gnädigster Prinz, dieser Unbekannte ist ein schreckliches Wesen.“

„Was wissen Sie von ihm? Wie steht er mit Ihnen in Verbindung? — Hoffen Sie nicht, uns die Wahrheit zu verhehlen.“

„Davor werde ich mich wohl hüten — denn wer steht mir dafür, daß er nicht in diesem Augenblicke mitten unter uns steht?“

„Wo? Wer?“ riefen wir alle zugleich und schauten uns halb lachend, halb bestürzt im Zimmer um. — „Das ist ja nicht möglich!“

„O! diesem Menschen — oder wer er sein mag — sind Dinge möglich, die noch weit weniger zu begreifen sind.“

„Aber wer ist er denn? Woher stammt er? Armenier oder Russe? Was ist das Wahre an dem, wofür er sich ausgibt?“

„Keines von allem, was er scheint. Es wird wenige Stände, Charaktere und Nationen geben, davon er nicht schon die Maske getragen. Wer er sei? Woher er gekommen? Wohin er gehe? weiß niemand. Daß er lange in Ägypten gewesen, wie viele behaupten, und dort aus einer Pyramide seine verborgene Weisheit geholt habe, will ich weder bejahen noch verneinen. Bei uns kennt man ihn nur unter dem Namen des Unergründlichen. Wie alt, zum Beispiel, schätzen Sie ihn?“

„Nach dem äußern Anschein zu urteilen, kann er kaum vierzig zurückgelegt haben.“

„Und wie alt, denken Sie, daß ich sei?“

„Nicht weit von fünfzig.“

„Ganz recht — und wenn ich Ihnen nun sage, daß ich ein Bursche von siebzehn Jahren war, als mir mein Großvater von diesem Wundermann erzählte, der ihn ungefähr in eben dem Alter, worin er jetzt zu sein scheint, in Fama-gusta gesehen hat —“

„Das ist lächerlich, unglaublich und übertrieben.“

„Nicht um einen Zug. Hielten mich diese Fesseln nicht ab, ich wollte Ihnen Bürgen stellen, deren ehrwürdiges Ansehen Ihnen keinen Zweifel mehr übriglassen würde. Es gibt glaubwürdige Leute, die sich erinnern, ihn in verschiedenen Weltgegenden zu gleicher Zeit gesehen zu haben. Keines Degens Spitze kann ihn durchbohren, kein Gift ihm etwas anhaben, kein Feuer sengt ihn, kein Schiff geht unter, worauf er sich befindet. Die Zeit selbst scheint an ihm ihre Macht zu verlieren, die Jahre trocknen seine Säfte nicht aus, und das Alter kann seine Haare nicht bleichen. Niemand ist, der ihn Speise nehmen sah, nie ist ein Weib von ihm berührt worden, kein Schlaf besucht seine Augen; von allen Stunden des Tages weiß man nur eine einzige, über die er nicht Herr ist, in welcher niemand ihn gesehen, in welcher er kein irdisches Geschäft verrichtet hat.“

„So?“ sagte der Prinz. „Und was ist dies für eine Stunde?“

„Die zwölfte in der Nacht. Sobald die Glocke den zwölften Schlag tut, gehört er den Lebendigen nicht mehr. Wo er auch sein mag, er muß fort, welches Geschäft er auch verrichtet, er muß es abbrechen. Dieser schreckliche Glockenschlag reißt ihn aus den Armen der Freundschaft, reißt ihn selbst vom Altar und würde ihn auch aus dem Todeskampf rufen. Niemand weiß, wo er

dann hingeht, noch was er da verrichtet. Niemand wagt es, ihn darum zu befragen, noch weniger, ihm zu folgen; denn seine Gesichtszüge ziehen sich auf einmal, sobald diese gefürchtete Stunde schlägt, in einen so finstern und schreckhaften Ernst zusammen, daß jedem der Mut entfällt, ihm ins Gesicht zu blicken oder ihn anzureden. Eine tiefe Todesstille endigt dann plötzlich das lebhafteste Gespräch, und alle, die um ihn sind, erwarten mit ehrerbietigem Schaudern seine Wiederkunft, ohne es nur zu wagen, sich von der Stelle zu heben oder die Türe zu öffnen, durch die er gegangen ist.“

„Aber“, fragte einer von uns, „bemerkt man nichts Außerordentliches an ihm bei seiner Zurückkunft?“

„Nichts, als daß er bleich und abgemattet aussieht, ungefähr wie ein Mensch, der eine schmerzhafteste Operation ausgestanden, oder eine schreckliche Nachricht erhält. Einige wollen Blutstropfen auf seinem Hemde gesehn haben; dies aber lasse ich dahingestellt sein.“

„Und hat man es zum wenigsten nie versucht, ihm diese Stunde zu verbergen, oder ihn so in Zerstreuung zu verwickeln, daß er sie übersehen mußte?“

„Ein einziges Mal, sagt man, überschritt er den Termin. Die Gesellschaft war zahlreich, man verspätete sich bis tief in die Nacht, alle Uhren

waren mit Fleiß falsch gerichtet, und das Feuer der Unterredung riß ihn dahin. Als die gesetzte Stunde da war, verstummte er plötzlich und wurde starr, alle Gliedmaßen verharrten in derselben Richtung, worin dieser Zufall sie überraschte, seine Augen standen, sein Puls schlug nicht mehr, alle Mittel, die man anwendete, ihn wieder zu erwecken, waren fruchtlos. Und dieser Zustand hielt an, bis die Stunde verstrichen war. Dann belebte er sich plötzlich von selbst wieder, schlug die Augen auf und fuhr in der nämlichen Silbe fort, worin er war unterbrochen worden. Die allgemeine Bestürzung verriet ihm, was geschehen war, und da erklärte er mit einem fürchterlichen Ernst, daß man sich glücklich preisen dürfte, mit dem bloßen Schrecken davongekommen zu sein. Aber die Stadt, worin ihm dieses begegnet war, verließ er noch an demselben Abend auf immer. Der allgemeine Glaube ist, daß er in dieser geheimnisvollen Stunde Unterredungen mit seinem Genius halte. Einige meinen gar, er sei ein Verstorbener, dem es verstattet sei, dreiundzwanzig Stunden vom Tag unter den Lebenden zu wandeln; in der letzten aber müsse seine Seele zur Unterwelt heimkehren, um dort ihr Gericht auszuhalten. Viele halten ihn auch für den berühmten Apollonius von Tyana, und andere gar für den Jünger Johannes, von dem es heißt, daß er bleiben würde bis zum letzten Gericht.“

„Über einen so außerordentlichen Mann“, sagte der Prinz, „kann es freilich nicht an abenteuerlichen Mutmaßungen fehlen. Alles Bisherige haben Sie bloß von Hörensagen; und doch schien mir sein Benehmen gegen Sie und das Ihrige gegen ihn auf eine genauere Bekanntschaft zu deuten. Liegt hier nicht irgendeine besondere Geschichte zum Grunde, bei der Sie selbst mit verwickelt gewesen? Verhehlen Sie uns nichts.“

Der Sizilianer sah uns mit einem zweifelhaften Blick an und schwieg.

„Wenn es eine Sache betrifft,“ fuhr der Prinz fort, „die Sie nicht gerne laut machen wollen, so versichre ich Sie im Namen dieser beiden Herrn der unverbrüchlichsten Verschwiegenheit. Aber reden Sie aufrichtig und unverhohlen.“

„Wenn ich hoffen kann,“ fing der Mann nach einem langen Stillschweigen an, „daß Sie nicht gegen mich zeugen wollen, so will ich Ihnen wohl eine merkwürdige Begebenheit mit diesem Armenier erzählen, von der ich Augenzeuge war und die Ihnen über die verborgene Gewalt dieses Menschen keinen Zweifel übriglassen wird.“

„Lassen Sie uns hören,“ sagte der Prinz.

* * *

Die Erzählung des Sizilianers

„Es mögen nun fünf Jahre sein,“ fing der Sizilianer an, „daß ich in Neapel, wo ich mit

ziemlichem Glück meine Künste trieb, mit einem gewissen Lorenzo del Monte, Ritter des Ordens des Heiligen Stephan, Bekanntschaft machte, einem jungen und reichen Kavalier aus einem der ersten Häuser des Königreichs, der mich mit Verbindlichkeiten überhäufte und für meine Geheimnisse große Achtung zu tragen schien. Er entdeckte mir, daß der Marchese del Monte, sein Vater, ein eifriger Verehrer der Kabbala wäre und sich glücklich schätzen würde, einen Weltweisen (wie er mich zu nennen beliebte) unter seinem Dache zu wissen. Der Greis wohnte auf einem seiner Landgüter an der See, ungefähr sieben Meilen von Neapel, wo er beinahe in gänzlicher Abgeschiedenheit von Menschen das Andenken eines teuern Sohnes beweinte, der ihm durch ein schreckliches Schicksal entrissen ward. Der Ritter ließ mich merken, daß er und seine Familie in einer sehr ernsthaften Angelegenheit meiner wohl gar einmal bedürfen könnten, um von meiner geheimen Wissenschaft vielleicht einen Aufschluß über etwas zu erhalten, wobei alle natürlichen Mittel fruchtlos erschöpft worden wären. Er insbesondere, setzte er sehr bedeutsam hinzu, würde einst vielleicht Ursache haben, mich als den Schöpfer seiner Ruhe und seines ganzen irdischen Glücks zu betrachten. Ich wagte nicht, ihn um das Nähere zu befragen, und für damals blieb es bei

dieser Erklärung. Die Sache selbst aber verhielt sich folgender Gestalt.

Dieser Lorenzo war der jüngere Sohn des Marchese, weswegen er auch zu dem geistlichen Stand bestimmt war; die Güter der Familie sollten an seinen ältern Bruder fallen. Jeronimo, so hieß dieser ältere Bruder, hatte mehrere Jahre auf Reisen zugebracht und kam ungefähr sieben Jahre vor der Begebenheit, die jetzt erzählt wird, in sein Vaterland zurück, um eine Heirat mit der einzigen Tochter des benachbarten gräflichen Hauses von Coletti zu vollziehen, worüber beide Familien schon seit der Geburt dieser Kinder übereingekommen waren, um ihre ansehnlichen Güter dadurch zu vereinigen. Ungeachtet diese Verbindung bloß das Werk der elterlichen Vereinbarung war und die Herzen beider Verlobten bei der Wahl nicht um Rat gefragt wurden, so hatten sie diese doch stillschweigend schon gerechtfertigt. Jeronimo del Monte und Antonie Coletti waren miteinander auferzogen worden, und der wenige Zwang, den man dem Umgang zweier Kinder auflegte, die man schon damals gewohnt war als ein Paar zu betrachten, hatte frühzeitig ein zärtliches Verständnis zwischen beiden entstehen lassen, das durch die Harmonie ihrer Charaktere noch mehr befestigt ward und sich in reiferen Jahren leicht zur Liebe erhöhte. Eine vierjährige Entfernung hatte es

vielmehr angefeuert als erkältet, und Jeronimo kehrte ebenso treu und ebenso feurig in die Arme seiner Braut zurück, als wenn er sich niemals daraus gerissen hätte.

Die Entzückungen des Wiedersehns waren noch nicht vorüber, und die Anstalten zur Vermählung wurden auf das lebhafteste betrieben, als der Bräutigam — verschwand. Er pflegte öfters ganze Abende auf einem Landhause zuzubringen, das die Aussicht aufs Meer hatte, um sich da zuweilen mit einer Wasserfahrt zu vergnügen. Nach einem solchen Abende geschah es, daß er ungewöhnlich lange ausblieb. Man schickte Boten nach ihm aus, Fahrzeuge suchten ihn auf der See; niemand wollte ihn gesehn haben. Von seinen Bedienten wurde keiner vermißt, so daß ihn also keiner begleitet haben konnte. Es wurde Nacht, und er erschien nicht. Es wurde Morgen — es wurde Mittag und Abend — und noch kein Jeronimo. Schon fing man an, den schrecklichsten Mutmaßungen Raum zu geben, als die Nachricht einlief, ein algerischer Korsar habe vorigen Tages an dieser Küste gelandet, und verschiedene von den Einwohnern seien gefangen weggeführt worden. Sogleich werden zwei Galeeren bemannt, die eben segelfertig liegen; der alte Marchese besteigt selbst die erste, entschlossen, seinen Sohn mit Gefahr seines eigenen Lebens zu befreien. Am dritten Morgen er-

blicken sie den Korsaren, vor welchem sie den Vorteil des Windes voraus haben; sie haben ihn bald erreicht, sie kommen ihm so nahe, daß Lorenzo, der sich auf der ersten Galeere befindet, seinen Bruder auf dem feindlichen Verdeck zu erkennen glaubt, als plötzlich ein Sturm sie wieder voneinander trennt. Mit Mühe stehn ihn die beschädigten Schiffe aus; aber das Piratenschiff ist verschwunden, und die Not zwingt sie, auf Malta zu landen. Der Schmerz der Familie ist ohne Grenzen; trostlos rauft sich der alte Marchese die eisgrauen Haare aus, man fürchtet für das Leben der jungen Gräfin.

Fünf Jahre gehen in fruchtlosen Erkundigungen hin. Nachfragen geschehen längs der ganzen Küste der Berberei; ungeheure Preise werden für die Freiheit des jungen Marchese geboten; aber niemand meldet sich, sie zu verdienen. Endlich blieb es bei der wahrscheinlichen Vermutung, daß jener Sturm, welcher beide Fahrzeuge trennte, das Räuberschiff zugrunde gerichtet habe und daß seine ganze Mannschaft in den Fluten umgekommen sei.

So scheinbar diese Vermutung war, so fehlte ihr doch noch viel zur Gewißheit, und nichts berechtigte, die Hoffnung ganz aufzugeben, daß der Verlorne nicht einmal wieder sichtbar werden könnte. Aber gesetzt nun, er würde es nicht mehr, so erlosch mit ihm zugleich die Familie,

oder der zweite Bruder mußte dem geistlichen Stand entsagen und in die Rechte des Erstgeborenen eintreten. So gewagt dieser Schritt und so ungerecht es an sich selbst war, diesen möglicherweise noch lebenden Bruder aus dem Besitz seiner natürlichen Rechte zu verdrängen, so glaubte man, einer so entfernten Möglichkeit wegen das Schicksal eines alten glänzenden Stammes, der ohne diesen Entschluß erlosch, nicht aufs Spiel setzen zu dürfen. Gram und Alter näherten den alten Marchese dem Grabe; mit jedem neu vereitelten Versuch sank die Hoffnung, den Verschwundenen wiederzufinden; er sah den Untergang seines Hauses, der durch eine kleine Ungerechtigkeit zu verhüten war, wenn er sich nämlich nur entschließen wollte, den jüngern Bruder auf Unkosten des ältern zu begünstigen.

Um seine Verbindungen mit dem gräflichen Hause von Coletti zu erfüllen, brauchte nur ein Name geändert zu werden; der Zweck beider Familien war auf gleiche Art erreicht, Gräfin Antonie mochte nun Lorenzos oder Jeronimos Gattin heißen. Die schwache Möglichkeit einer Wiedererscheinung des letztern kam gegen das gewisse und dringende Übel, den gänzlichen Untergang der Familie, in keine Betrachtung, und der alte Marchese, der die Annäherung des Todes mit jedem Tag stärker fühlte,

wünschte mit Ungeduld, wenigstens frei von dieser Unruhe zu sterben.

Wer diesen Schritt allein verzögerte und am hartnäckigsten bekämpfte, war derjenige, der das meiste dabei gewann — Lorenzo. Ungerührt von dem Reiz unermesslicher Güter, unempfindlich selbst gegen den Besitz des liebenswertesten Geschöpfes, das seinen Armen überliefert werden sollte, weigerte er sich mit der edelmütigsten Gewissenhaftigkeit, einen Bruder zu berauben, der vielleicht noch am Leben wäre und sein Eigentum zurückfordern könnte. ‚Ist das Schicksal meines teuern Jeronimo‘, sagte er, ‚durch diese lange Gefangenschaft nicht schon schrecklich genug, daß ich es noch durch einen Diebstahl verbittern sollte, der ihn um alles bringt, was ihm das Teuerste war? Mit welchem Herzen würde ich den Himmel um seine Wiederkunft anflehen, wenn sein Weib in meinen Armen liegt? Mit welcher Stirne ihm, wenn endlich ein Wunder ihn zurückbringt, entgegen-eilen? Und gesetzt, er sei uns auf ewig entrissen, wodurch können wir sein Andenken besser ehren, als wenn wir die Lücke ewig unausgefüllt lassen, die sein Tod in unsern Kreis gerissen hat? Als wenn wir alle Hoffnungen auf seinem Grabe opfern und das, was sein war, gleich einem Heiligtum unberührt lassen?‘

Aber alle Gründe, welche die brüderliche

Feinfühligkeit ausfind, waren nicht vermögend, den alten Marchese mit der Idee auszusöhnen, einen Stamm erlöschen zu sehn, der Jahrhunderte geblüht hatte. Alles, was Lorenzo ihm abgewann, war noch eine Frist von zwei Jahren, ehe er die Braut seines Bruders zum Altare führte. Während dieses Zeitraums wurden die Nachforschungen aufs eifrigste fortgesetzt. Lorenzo selbst tat verschiedene Seereisen, setzte seine Person manchen Gefahren aus; keine Mühe, keine Kosten wurden gespart, den Verschwundenen wiederzufinden. Aber auch diese zwei Jahre verstrichen fruchtlos wie alle vorigen.“

„Und Gräfin Antonie?“ fragte der Prinz. „Von ihrem Zustande sagen Sie uns nichts. Sollte sie sich so gelassen in ihr Schicksal ergeben haben? Ich kann es nicht glauben.“

„Antoniens Zustand war der schrecklichste Kampf zwischen Pflicht und Leidenschaft, Abneigung und Bewunderung. Die uneigennützig Großmut der brüderlichen Liebe rührte sie; sie fühlte sich hingerissen, den Mann zu verehren, den sie nimmermehr lieben konnte; zerrissen von widersprechenden Gefühlen, blutete ihr Herz. Aber ihr Widerwille gegen Lorenzo schien in eben dem Grade zu wachsen, wie sich seine Ansprüche auf ihre Achtung vermehrten. Mit tiefem Leiden bemerkte er den stillen Gram, der

ihre Jugend verzehrte. Ein zärtliches Mitleid trat unvermerkt an die Stelle der Gleichgültigkeit, mit der er sie bisher betrachtet hatte; aber diese verräterische Empfindung hinterging ihn, und eine wütende Leidenschaft fing an, ihm die Ausübung einer Tugend zu erschweren, die bis jetzt jeder Versuchung überlegen geblieben war. Doch selbst noch auf Unkosten seines Herzens gab er den Eingebungen seines Edelmut's Gehör: er allein war es, der das unglückliche Opfer gegen die Willkür der Familie in Schutz nahm. Aber alle seine Bemühungen mißlangen; jeder Sieg, den er über seine Leidenschaft davontrug, zeigte ihn ihrer nur um so würdiger, und die Großmut, mit der er sie ausschlug, diente nur dazu, ihrer Widersetzlichkeit jede Entschuldigung zu rauben.

So standen die Sachen, als Lorenzo mich beredete, ihn auf seinem Landgute zu besuchen. Die warme Empfehlung meines Gönners bereitete mir da einen Empfang, der alle meine Wünsche übertraf. Ich darf nicht vergessen, hier noch anzuführen, daß es mir durch einige merkwürdige Vorführungen gelungen war, meinen Namen unter den dortigen Logen berühmt zu machen, welches vielleicht dazu beitragen mochte, das Vertrauen des alten Marchese zu vermehren und seine Erwartungen von mir zu erhöhen. Wie weit ich es mit ihm gebracht und welche Wege

ich dabei gegangen, erlassen Sie mir zu erzählen; aus den Geständnissen, die ich Ihnen bereits getan, können Sie auf alles übrige schließen. Da ich mir alle mystischen Bücher zunutze machte, die sich in der sehr ansehnlichen Bibliothek des Marchese befanden, so gelang es mir bald, in seiner Sprache mit ihm zu reden und mein System von der unsichtbaren Welt mit seinen eignen Meinungen in Übereinstimmung zu bringen. In kurzem glaubte er, was ich wollte, und hätte ebenso zuversichtlich auf die Begattungen der Philosophen mit Salamandrinnen und Sylphiden, wie auf einen Artikel des Kanon geschworen. Da er überdies sehr religiös war und seine Anlage zum Glauben in dieser Schule zu einem hohen Grade ausgebildet hatte, so fanden meine Märchen bei ihm desto leichter Eingang. Zuletzt hatte ich ihn mit Mystik so umstrickt und umwunden, daß nichts mehr bei ihm Glauben fand, was natürlich war. In kurzem war ich der angebetete Apostel des Hauses. Der gewöhnliche Inhalt meiner Vorlesungen war die Exaltation der menschlichen Natur und der Umgang mit höhern Wesen, mein Gewährsmann der untrügliche Zauberer Graf von Gabalis. Die junge Gräfin, die seit dem Verlust ihres Geliebten ohnehin mehr in der Geisterwelt als in der wirklichen lebte und durch den schwärmerischen Flug ihrer Phantasie mit leidenschaftlichem Inter-

esse zu Gegenständen dieser Gattung hingezogen ward, fing meine hingeworfenen Winke mit schauerndem Wohlbehagen auf; ja sogar die Bedienten des Hauses suchten sich im Zimmer zu tun zu machen, wenn ich redete, um hie und da eins meiner Worte aufzuhaschen, welche Bruchstücke sie alsdann nach ihrer Art aneinander reihten.

Ungefähr zwei Monate mochte ich so auf diesem Rittersitze zugebracht haben, als eines Morgens Lorenzo in mein Zimmer trat. Tiefer Gram malte sich auf seinem Gesichte, alle seine Züge waren zerstört, er warf sich in einen Stuhl mit allen Gebärden der Verzweiflung.

„Kapitän,“ sagte er, „mit mir ist es vorbei. Ich muß fort. Ich kann es nicht länger hier aushalten.“

„Was ist Ihnen, Chevalier? Was haben Sie?“
„O diese fürchterliche Leidenschaft!“ (Hier fuhr er mit Heftigkeit von dem Stuhle auf und warf sich in meine Arme.) — „Ich habe sie bekämpft wie ein Mann. — Jetzt kann ich nicht mehr.“

„Aber an wem liegt es denn, liebster Freund, als an Ihnen? Steht nicht alles in Ihrer Gewalt? Vater, Familie —“

„Vater! Familie! Was ist mir das? — Will ich eine erzwungene Hand oder eine freiwillige Neigung? — Hab ich nicht einen Nebenbuhler? — Ach! Und welchen? Einen Nebenbuhler vielleicht

unter den Toten! O lassen Sie mich! Lassen Sie mich! Ging es auch bis ans Ende der Welt. Ich muß meinen Bruder finden.'

„Wie? Nach so viel fehlgeschlagenen Versuchen können Sie noch Hoffnung —“

„Hoffnung! — In meinem Herzen starb sie längst. Aber auch in jenem? — Was liegt daran, ob ich hoffe? — Bin ich glücklich, solange noch ein Schimmer dieser Hoffnung in Antoniens Herzen glimmt? — Zwei Worte, Freund, könnten meine Marter enden — Aber umsonst! Mein Schicksal wird elend bleiben, bis die Ewigkeit ihr langes Schweigen bricht und Gräber für mich zeugen.“

„Ist es diese Gewißheit also, die Sie glücklich machen kann?“

„Glücklich? O ich zweifle, ob ich es je wieder sein kann! — Aber Ungewißheit ist die schrecklichste Verdammnis!“ (Nach einigem Stillschweigen mäßigte er sich und fuhr mit Wehmut fort.)

„Daß er meine Leiden sähe! — Kann sie ihn glücklich machen, diese Treue, die das Elend seines Bruders bewirkt? Soll ein Lebendiger eines Toten wegen schmachten, der nicht mehr genießen kann? — Wüßte er meine Qual —“ (hier fing er an, heftig zu weinen, und drückte sein Gesicht auf meine Brust) „vielleicht — ja vielleicht würde er sie selbst in meine Arme führen.“

„Aber sollte dieser Wunsch so ganz unerfüllbar sein?“

„Freund! Was sagen Sie?“ — Er sah mich erschrocken an.

„Weit geringere Anlässe“, fuhr ich fort, „haben die Abgeschiedenen in das Schicksal der Lebenden verflochten. Sollte das ganze zeitliche Glück eines Menschen — eines Bruders —“

„Das ganze zeitliche Glück! O das fühl ich! Wie wahr haben Sie gesprochen! Meine ganze Glückseligkeit!“

„Und die Ruhe einer trauernden Familie keine rechtmäßige Veranlassung sein, die unsichtbaren Mächte zum Beistand aufzufordern? Gewiß! Wenn je eine irdische Angelegenheit dazu berechtigen kann, die Ruhe der Seligen zu stören — von einer Gewalt Gebrauch zu machen —“

„Um Gottes willen, Freund!“ unterbrach er mich, „nichts mehr davon. Ehmals wohl, ich gesteh es, hegte ich einen solchen Gedanken — mir deucht, ich sagte Ihnen davon — aber ich hab ihn längst als ruchlos und abscheulich verworfen.“

Sie sehen nun schon,“ fuhr der Sizilianer fort, „wohin uns dies führte. Ich bemühte mich, die Bedenklichkeiten des Ritters zu zerstreuen, was mir endlich auch gelang. Es ward beschlossen, den Geist des Verstorbenen zu zitieren, wobei ich mir nur vierzehn Tage Frist ausbedingte, um mich, wie ich vorgab, würdig darauf vorzubereiten. Nachdem dieser Zeitraum verstrichen und meine Maschinen gehörig gerichtet waren, benutzte ich

einen schauerlichen Abend, wo die Familie auf die gewöhnliche Art um mich versammelt war, ihr die Einwilligung dazu abzulocken oder sie vielmehr unvermerkt dahin zu leiten, daß sie selbst diese Bitte an mich tat. Den schwersten Stand hatte man bei der jungen Gräfin, deren Gegenwart doch so wesentlich war; aber hier kam uns der schwärmerische Flug ihrer Leidenschaft zu Hilfe, und vielleicht mehr noch ein schwacher Schimmer von Hoffnung, daß der Totgegläubte noch lebe und auf den Ruf nicht erscheinen werde. Mißtrauen in die Sache selbst, Zweifel in meine Kunst waren das einzige Hindernis, welches ich nicht zu bekämpfen hatte.

Sobald die Einwilligung der Familie da war, wurde der dritte Tag zu dem Werke angesetzt. Gebete, die bis in die Mitternacht verlängert werden mußten, Fasten, Wachen, Einsamkeit und mystischer Unterricht waren, verbunden mit dem Gebrauch eines gewissen noch unbekanntes musikalischen Instruments, das ich in ähnlichen Fällen sehr wirksam fand, die Vorbereitungen zu diesem feierlichen Akt, welche auch so sehr nach Wunsch einschlugen, daß die fanatische Begeisterung meiner Zuhörer meine eigne Phantasie erhitzte und die Illusion nicht wenig vermehrte, zu der ich mich bei dieser Gelegenheit anstrengen mußte. Endlich kam die erwartete Stunde —“

„Ich errate,“ rief der Prinz, „wen Sie uns jetzt

vortühren werden — Aber fahren Sie nur fort —
fahren Sie fort —“

„Nein, gnädigster Herr. Die Beschwörung ging
nach Wunsche vorüber.“

„Aber wie? Wo bleibt der Armenier?“

„Fürchten Sie nicht,“ antwortete der Sizilianer,
„der Armenier wird nur zu zeitig erscheinen.“

Ich lasse mich in keine Beschreibung des
Gaukelspiels ein, die mich ohnehin auch zu weit
führen würde. Genug, es erfüllte alle meine Er-
wartungen. Der alte Marchese, die junge Gräfin
nebst ihrer Mutter, der Ritter und noch einige
Verwandte waren zugegen. Sie können leicht
denken, daß es mir in der langen Zeit, die ich
in diesem Hause zugebracht, nicht an Gelegen-
heit mangelte, von allem, was den Verstorbenen
anbetraf, die genaueste Erkundigung einzuziehen.
Verschiedne Gemälde, die ich von ihm vorfand,
setzten mich in den Stand, der Erscheinung die
täuschendste Ähnlichkeit zu geben, und weil ich
den Geist nur durch Zeichen sprechen ließ, so
konnte auch seine Stimme keinen Verdacht er-
wecken. Der Tote selbst erschien in algerischem
Sklavenskleid, eine tiefe Wunde am Halse. Sie
bemerken, daß ich hierin von der allgemeinen
Mutmaßung abwich, die ihn in den Wellen um-
kommen ließ, weil ich Ursache hatte zu hoffen,
daß gerade das Unerwartete dieser Wendung die
Glaubwürdigkeit der Vision selbst nicht wenig

vermehrten würde; so wie mir im Gegenteil nichts gefährlicher schien als eine zu gewissenhafte Annäherung an das Natürliche.“

„Ich glaube, daß dies sehr richtig geurteilt war,“ sagte der Prinz, indem er sich zu uns wendete.

In einer Reihe außerordentlicher Erscheinungen müßte, deucht mir, just die wahrscheinlichere stören. Die Leichtigkeit, die erhaltene Entdeckung zu begreifen, würde hier nur das Mittel, durch welches man dazu gelangt war, herabgewürdigt haben; die Leichtigkeit, sie zu erfinden, dieses wohl gar verdächtig gemacht haben; denn wozu einen Geist bemühen, wenn man nichts weiteres von ihm erfahren soll, als was auch ohne ihn, mit Hilfe der gewöhnlichen Vernunft, herauszubringen war? Aber die überraschende Neuheit und Schwierigkeit der Entdeckung ist hier gleichsam eine Gewährleistung des Wunders, wodurch sie erhalten wird — denn wer wird nun das Übernatürliche einer Beschwörung in Zweifel ziehen, wenn das, was sie leistete, durch natürliche Kräfte nicht geleistet werden kann? — Ich habe Sie unterbrochen,“ setzte der Prinz hinzu. „Vollenden Sie Ihre Erzählung.“

„Ich ließ“, fuhr der Sizilianer fort, „die Frage an den Geist ergehen, ob er nichts mehr sein nenne auf dieser Welt und nichts hinterlassen habe, was ihm teuer wäre? Der Geist schüttelte dreimal das Haupt und streckte eine seiner Hände

gen Himmel. Ehe er wegging, streifte er noch einen Ring vom Finger, den man nach seinem Verschwinden auf dem Fußboden liegen fand. Als die Gräfin ihn genauer ins Gesicht faßte, war es ihr Trauring.“

„Ihr Trauring!“ rief der Prinz mit Befremdung. „Ihr Trauring! Aber wie gelangten Sie zu diesem?“

„Ich — — Es war nicht der rechte, gnädigster Prinz — Ich hatte ihn — Es war nur ein nachgemachter —“

„Ein nachgemachter!“ wiederholte der Prinz. „Zum Nachmachen brauchten Sie ja den rechten, und wie kamen Sie zu diesem, da ihn der Verstorbene gewiß nie vom Finger brachte?“

„Das ist wohl wahr,“ sagte der Sizilianer, nicht ohne Zeichen der Verwirrung „aber aus einer Beschreibung, die man mir von dem wirklichen Trauring gemacht hatte —“

„Die Ihnen wer gemacht hatte?“

„Schon vor langer Zeit“, sagte der Sizilianer. „Es war ein ganz einfacher goldner Ring, mit dem Namen der jungen Gräfin, glaub ich — Aber Sie haben mich ganz aus der Ordnung gebracht —“

„Wie erging es weiter?“ fragte der Prinz mit sehr unbefriedigter und zweideutiger Miene.

„Jetzt hielt man sich für überzeugt, daß Jeronimo nicht mehr am Leben sei. Die Familie machte von diesem Tag an seinen Tod öffentlich

bekannt und legte förmlich Trauer um ihn an. Der Umstand mit dem Ringe erlaubte auch Antonien keinen Zweifel mehr und gab den Bewerbungen Lorenzos einen größern Nachdruck. Aber der heftige Eindruck, den diese Erscheinung auf sie gemacht, stürzte sie in eine gefährliche Krankheit, welche die Hoffnungen ihres Liebhabers beinahe auf ewig vereitelt hätte. Als sie wieder genesen war, bestand sie darauf, den Schleier zu nehmen, wovon sie nur durch die nachdrücklichsten Gegenvorstellungen ihres Beichtvaters, in welchen sie ein unumschränktes Vertrauen setzte, abzubringen war. Endlich gelang es den vereinten Bemühungen dieses Mannes und der Familie, ihr das Jawort abzuängstigen. Der letzte Tag der Trauer sollte der glückliche Tag sein, den der alte Marchese durch Abtretung aller seiner Güter an den rechtmäßigen Erben noch festlicher zu machen gesonnen war.

Es erschien dieser Tag, und Lorenzo empfing seine lebende Braut am Altare. Der Tag ging unter, ein prächtiges Mahl erwartete die frohen Gäste im hellerleuchteten Hochzeitsaal; eine lärmende Musik begleitete die ausgelassene Freude. Der glückliche Greis hatte gewollt, daß alle Welt seine Fröhlichkeit teilte; alle Zugänge zum Palaste waren geöffnet, und willkommen war jeder, der ihn glücklich pries. Unter diesem Gedränge nun —“

Der Sizilianer hielt hier inne; ein Schauer der Erwartung hemmte unsern Odem — —

„Unter diesem Gedränge also“, fuhr er fort, „machte mich der Mann, welcher zunächst neben mir saß, auf einen Franziskanermönch aufmerksam, der unbeweglich wie eine Säule da stand, langer, hagerer Statur und aschbleichen Angesichts, einen ernsten und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Die Freude, welche rings herum auf allen Gesichtern lachte, schien an diesem einzigen vorüberzugehen, seine Miene blieb unwandelbar dieselbe, wie eine Marmorbüste unter lebenden Figuren. Das Außerordentliche dieses Anblicks, der, weil er mich mitten in der Lust überraschte und gegen alles, was mich in diesem Augenblick umgab, auf eine so grelle Art abstach, um so tiefer auf mich wirkte, ließ einen unauslöschlichen Eindruck in meiner Seele zurück, daß ich dadurch allein in den Stand gesetzt worden bin, die Gesichtszüge dieses Mönchs in der Physiognomie des Russen (denn Sie begreifen wohl schon, daß er mit diesem und Ihrem Armenier eine und dieselbe Person war) wiederzuerkennen, welches sonst schlechterdings unmöglich würde gewesen sein. Oft versuchte ichs, die Augen von dieser schreckhaften Gestalt abzuwenden, aber unfreiwillig fielen sie wieder darauf und fanden sie jedesmal unverändert. Ich stieß meinen Nachbar an, dieser den seini-

gen; dieselbe Neugierde, dieselbe Befremdung durchlief die ganze Tafel, das Gespräch stockte. Eine allgemeine plötzliche Stille — den Mönch störte sie nicht. Er stand unbeweglich und immer derselbe, seinen ernsten Blick auf das Brautpaar geheftet.

Einen jeden entsetzte diese Erscheinung; die junge Gräfin allein fand ihren eigenen Kummer im Gesicht dieses Fremdlings wieder und hing mit stiller Wollust an dem einzigen Gegenstand in der Versammlung, der ihren Gram zu verstehen, zu teilen schien. Allgemach verlief sich das Gedränge, Mitternacht war vorüber, die Musik fing an stiller und verlorn zu tönen, die Kerzen dunkler und endlich nur einzeln zu brennen, das Gespräch leiser und immer leiser zu flüstern. Und öder ward es und immer öder im trüb erleuchteten Hochzeitssaal; der Mönch aber stand unbeweglich und immer derselbe, einen stillen und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet.

Die Tafel wurde aufgehoben, die Gäste zerstreuten sich dahin und dorthin, die Familie trat in einen engeren Kreis zusammen; der Mönch blieb ungeladen in diesem engeren Kreis. Ich weiß nicht, woher es kam, daß niemand ihn anreden wollte; jedenfalls redete niemand ihn an. Schon drängen sich ihre weiblichen Bekannten um die zitternde Braut herum, die einen bittenden, hilfeschendenden Blick auf den ehrwürdigen

Fremdling richtet; der Fremdling erwiderte ihn nicht.

Die Männer sammeln sich auf gleiche Art um den Bräutigam. Eine gepreßte, erwartungsvolle Stille.

„Daß wir untereinander da so glücklich sind“, hub endlich der Greis an, der allein unter uns allen den Unbekannten nicht zu bemerken oder sich doch nicht über ihn zu verwundern schien: „Daß wir so glücklich sind“, sagte er, „und mein Sohn Jeronimo muß fehlen!“

„Hast du ihn denn geladen, und er ist ausgeblieben?“ fragte der Mönch. Es war das erste mal, daß er den Mund öffnete. Mit Schrecken sahen wir ihn an.

„Ach! Er ist hingegangen, wo man auf ewig ausbleibt“, versetzte der Alte. „Ehrwürdiger Herr, Ihr versteht mich unrecht. Mein Sohn Jeronimo ist tot.“

„Vielleicht fürchtet er sich auch nur, sich in solcher Gesellschaft zu zeigen“, fuhr der Mönch fort. „Wer weiß, wie er aussehen mag, dein Sohn Jeronimo! — Laß ihn die Stimme hören, die er zum letztenmal hört! Bitte deinen Sohn Lorenzo, daß er ihn rufe.“

„Was soll das bedeuten?“ murmelte alles. Lorenzo veränderte die Farbe. Ich leugne nicht, daß mir das Haar anfang zu steigen.

Der Mönch war unterdessen zum Schenktisch

getreten, wo er ein volles Weinglas ergriff und an die Lippen setzte. „Das Andenken unsers teuern Jeronimo!“ rief er. „Wer den Verstorbenen lieb hatte, tue mirs nach.“

„Woher Ihr auch sein mögt, ehrwürdiger Herr,“ rief endlich der Marchese, „Ihr habt einen teuren Namen genannt. Seid mir willkommen! — Kommt, meine Freundel!“ (indem er sich gegen uns kehrte und die Gläser herumgehen ließ) „laßt einen Fremdling uns nicht beschämen! — Dem Andenken meines Sohnes Jeronimo.“

Nie, glaube ich, ward eine Gesundheit mit so schlimmem Mute getrunken.

„Ein Glas steht noch voll da! — Warum weigert sich mein Sohn Lorenzo, auf diesen freundlichen Trunk Bescheid zu tun?“

Bebend empfing Lorenzo das Glas aus des Franziskaners Hand — bebend brachte er es an den Mund. „Meinem vielgeliebten Bruder Jeronimo!“ stammelte er, und schauernd setzte ers nieder.

„Das ist meines Mörders Stimme,“ rief eine fürchterliche Gestalt, die auf einmal in unsrer Mitte stand, mit bluttriefendem Kleid und entstellt von gräßlichen Wunden.

Aber um das weitere frage man mich nicht mehr,“ sagte der Sizilianer, alle Zeichen des Entsetzens in seinem Angesicht. „Meine Sinne hatten mich von dem Augenblick an verlassen,

als ich die Augen auf die Gestalt warf, so wie jeden, der zugegen war. Da wir wieder zu uns selber kamen, rang Lorenzo mit dem Tode; Mönch und Erscheinung waren verschwunden. Den Ritter brachte man unter schrecklichen Zuckungen zu Bette; niemand als der Geistliche war um den Sterbenden und der jammervolle Greis, der ihm, wenige Wochen nachher, im Tode folgte. Seine Geständnisse liegen in der Brust des Paters versenkt, der seine letzte Beichte hörte, kein lebendiger Mensch hat sie erfahren.

Nicht lange nach dieser Begebenheit geschah es, daß man einen Brunnen auszuräumen hatte, der im Hinterhofe des Landhauses unter wildem Gesträuch versteckt und viele Jahre lang verschüttet war; da man den Schutt durcheinander störte, entdeckte man ein Totengerippe. Das Haus, wo sich dieses zutrug, steht nicht mehr; die Familie del Monte ist erloschen, und in einem Kloster, unweit Salerno, zeigt man Ihnen Antoniens Grab.

* * *

Sie sehen nun,“ fuhr der Sizilianer fort, als er sah, daß wir noch alle stumm und betreten standen und niemand das Wort nehmen wollte, „Sie sehen nun, worauf sich meine Bekanntschaft mit diesem russischen Offizier oder diesem Armenier gründet. Urteilen Sie jetzt, ob

ich Ursache gehabt habe, vor einem Wesen zu zittern, das sich mir zweimal auf eine so schreckliche Art in den Weg warf.“

„Beantworten Sie mir noch eine einzige Frage,“ sagte der Prinz und stand auf. „Sind Sie in Ihrer Erzählung über alles, was den Ritter betraf, immer aufrichtig gewesen?“

„Ich weiß nicht anders,“ versetzte der Sizilianer.

„Sie haben ihn also wirklich für einen rechtschaffenen Mann gehalten?“

„Das hab ich, bei Gott, das hab ich,“ antwortete jener.

„Auch da noch, als er Ihnen den bewußten Ring gab?“

„Wie? — Er gab mir keinen Ring — ich habe nicht gesagt, daß er mir den Ring gegeben.“

„Gut,“ sagte der Prinz, an der Glocke ziehend und im Begriff wegzugehn. „Und den Geist des Marquis von Lanoy,“ fragte er, indem er noch einmal zurückkam, „den dieser Russe gestern auf den Ihrigen folgen ließ, halten Sie also für einen wahren und wirklichen Geist?“

„Ich kann ihn für nichts anders halten,“ antwortete jener.

„Kommen Sie,“ sagte der Prinz zu uns. Der Schließer trat herein. „Wir sind fertig,“ sagte er zu diesem. „Sie, mein Herr,“ (zu dem Sizi-

lianer sich wendend) „sollen weiter von mir hören.“

„Die Frage, gnädigster Herr, welche Sie zuletzt an den Gaukler getan haben, möchte ich an Sie selbst tun,“ sagte ich zu dem Prinzen, als wir wieder allein waren. „Halten Sie diesen zweiten Geist für den wahren und echten?“

„Ich? Nein, wahrhaftig, das tue ich nicht mehr.“

„Nicht mehr? Also haben Sie es doch getan?“

„Ich leugne nicht, daß ich mich einen Augenblick habe hinreißen lassen, dieses Blendwerk für etwas mehr zu halten.“

„Und ich will den sehen,“ rief ich aus, „der sich unter diesen Umständen einer ähnlichen Vermutung erwehren kann. Aber was für Gründe haben Sie nun, diese Meinung zurückzunehmen? Nach dem, was man uns eben von diesem Armenier erzählt hat, sollte sich der Glaube an seine Wundergewalt eher vermehrt als vermindert haben.“

„Was ein Nichtswürdiger uns von ihm erzählt hat?“ fiel mir der Prinz mit Ernsthaftigkeit ins Wort. „Denn hoffentlich zweifeln Sie nun nicht mehr, daß wir mit einem solchen zu tun gehabt haben?“

„Nein,“ sagte ich. „Aber sollte deswegen sein Zeugnis —“

„Das Zeugnis eines Nichtswürdigen — gesetzt,

ich hätte auch weiter keinen Grund, es in Zweifel zu ziehn — kann gegen Wahrheit und gesunde Vernunft nicht in Anschlag kommen. Verdient ein Mensch, der mich mehrmal betrogen, der den Betrug zu seinem Handwerk gemacht hat, in einer Sache gehört zu werden, wo die aufrichtigste Wahrheitsliebe selbst sich erst reinigen muß, um Glauben zu verdienen? Verdient ein solcher Mensch, der vielleicht nie eine Wahrheit um ihrer selbst willen gesagt hat, da Glauben, wo er als Zeuge gegen Menschenvernunft und ewige Naturordnung auftritt? Das klingt ebenso, als wenn ich einen gebrandmarkten Bösewicht bevollmächtigen wollte, gegen die nie befleckte und nie bescholtene Unschuld zu klagen.“

„Aber was für Gründe sollte er haben, einem Manne, den er so viele Ursachen hat zu hassen, wenigstens zu fürchten, ein so glorreiches Zeugnis zu geben?“

„Wenn ich diese Gründe auch nicht einsehe, soll er sie deswegen weniger haben? Weiß ich, in wessen Solde er mich belog? Ich gestehe, daß ich das ganze Gewebe seines Betrugs noch nicht ganz durchschaue; aber er hat der Sache, für die er streitet, einen sehr schlechten Dienst getan, als er sich als einen Betrüger — und vielleicht als etwas noch Schlimmres — entlarvte.“

„Der Umstand mit dem Ringe scheint mir freilich etwas verdächtig.“

„Er ist mehr als das,“ sagte der Prinz, „er ist entscheidend. Diesen Ring (lassen Sie mich einstweilen annehmen, daß die erzählte Begebenheit sich wirklich ereignet habe) empfing er von dem Mörder, und er mußte in demselben Augenblicke gewiß sein, daß es der Mörder war. Wer als der Mörder konnte dem Verstorbenen einen Ring abgezogen haben, den dieser gewiß nie vom Finger ließ? Uns suchte er die ganze Erzählung hindurch zu überreden, als ob er selbst von dem Ritter getäuscht worden sei, und als ob er geglaubt hätte, ihn zu täuschen. Wozu dieser Winkelzug, wenn er nicht selbst bei sich fühlte, wieviel er verloren gab, wenn er sein Einverständnis mit dem Mörder einräumte? Seine ganze Erzählung ist offenbar nichts als eine Reihe von Erfindungen, um die wenigen Wahrheiten aneinander zu hängen, die er uns preiszugeben für gut fand. Und ich sollte größeres Bedenken tragen, einen Nichtswürdigen, den ich auf zehn Lügen ertappte, lieber auch noch der elften zu beschuldigen, als die Grundordnung der Natur unterbrechen zu lassen, die ich noch auf keinem Mißklang ertappte?“

„Ich kann Ihnen darauf nichts antworten,“ sagte ich. „Aber die Erscheinung, die wir gestern sahen, bleibt mir darum nicht weniger unbegreiflich.“

„Auch mir,“ versetzte der Prinz, „ob ich gleich in Versuchung geraten bin, einen Schlüssel dazu ausfindig zu machen.“

„Wie?“ sagte ich.

„Erinnern Sie sich nicht, daß die zweite Gestalt, sobald sie herein war, auf den Altar zugeing, das Kruzifix in die Hand faßte und auf den Teppich trat?“

„So schien mirs. Ja!“

„Und das Kruzifix, sagt uns der Sizilianer, war ein Konduktor. Daraus sehen Sie also, daß sie eilte, sich elektrisch zu machen. Der Streich, den Lord Seymour mit dem Degen nach ihr tat, konnte also nicht anders als unwirksam bleiben, weil der elektrische Schlag seinen Arm lähmte.“

„Mit dem Degen hätte das seine Richtigkeit. Aber die Kugel, die der Sizilianer auf sie abschoß und welche wir langsam auf dem Altar rollen hörten?“

„Wissen Sie auch gewiß, daß es die abgeschossene Kugel war, die wir rollen hörten? — Davon will ich gar nicht einmal reden, daß die Marionette oder der Mensch, der den Geist vorstellte, so gut umpanzert sein konnte, daß er schuß- und degenfest war! — Aber denken Sie doch ein wenig nach, wer es war, der die Pistolen geladen.“

„Es ist wahr,“ sagte ich — und ein plötzliches Licht ging mir auf — „der Russe hatte sie geladen. Aber dieses geschah vor unsern Augen, wie hätte da ein Betrug vorgehen können?“

„Und warum hätte er nicht sollen vorgehen

können? Setzten Sie denn schon damals ein Mißtrauen in diesen Menschen, daß Sie es für nötig befunden hätten, ihn zu beobachten? Untersuchten Sie die Kugel, ehe er sie in den Lauf brachte? Es konnte ebensogut eine quecksilberne oder auch nur eine bemalte Tonkugel sein! Gaben Sie acht, ob er sie auch wirklich in den Lauf der Pistole oder nicht nebenbei in seine Hand fallen ließ? Was überzeugt Sie — gesetzt, er hätte sie auch wirklich scharf geladen — daß er gerade die geladenen in den andern Pavillon mit hinübernahm und nicht vielmehr ein andres Paar unterschob, was leicht anging, da es niemand einfiel, ihn zu beobachten, und wir überdies mit dem Auskleiden beschäftigt waren? Und konnte die Gestalt nicht in dem Augenblicke, da der Pulverrauch sie uns entzog, eine andre Kugel, womit sie auf den Notfall versehen war, auf den Altar fallen lassen? Welcher von allen diesen Fällen ist der unmögliche?“

„Sie haben recht. Aber diese treffende Ähnlichkeit der Gestalt mit Ihrem verstorbenen Freundel Ich habe ihn ja auch sehr oft bei Ihnen gesehen — in dem Geiste hab ich ihn auf der Stelle wieder erkannt.“

„Auch ich — und ich kann nicht anders sagen, als daß die Täuschung aufs Höchste getrieben war. Wenn aber nun dieser Sizilianer nach einigen wenigen verstohlenen Blicken, die er

auf meine Tabatiere warf, auch in sein Gemälde eine flüchtige Ähnlichkeit zu bringen wußte, die Sie und mich hinterging, warum nicht um so viel mehr der Russe, der während der ganzen Tafel den freien Gebrauch meiner Tabatiere hatte, der den Vorteil genoß, immer und durchaus unbeobachtet zu bleiben, und dem ich noch außerdem im Vertrauen entdeckt hatte, wer mit dem Bilde auf der Dose gemeint sei? — Setzen Sie hinzu — was auch der Sizilianer bemerkte —, daß das Charakteristische des Marquis in lauter solchen Gesichtszügen liegt, die sich im Groben nachahmen lassen — wo bleibt dann das Unerkklärbare in dieser ganzen Erscheinung?“

„Aber der Inhalt seiner Worte? Der Aufschluß über Ihren Freund?“

„Wie? Sagte uns denn der Sizilianer nicht, daß er aus dem wenigen, was er mir abfragte, eine ähnliche Geschichte zusammengesetzt habe? Beweist dieses nicht, wie natürlich gerade auf diese Erfindung zu fallen war? Überdies klangen die Antworten des Geistes so orakelmäßig dunkel, daß er gar nicht Gefahr laufen konnte, auf einem Widerspruch betreten zu werden. Setzen Sie, daß die Kreatur des Gauklers, die den Geist machte, Scharfsinn und Besonnenheit besaß und von den Umständen nur ein wenig unterrichtet war — wie weit hätte diese Gaukelei nicht noch geführt werden können?“

„Aber überlegen Sie, gnädigster Herr, wie weitläufig die Anstalten zu einem so zusammengesetzten Betrug von seiten des Armeniers hätten sein müssen! Wie viele Zeit dazu gehört haben würde! Wie viele Zeit nur, einen menschlichen Kopf einem andern so treu nachzumalen, als hier vorausgesetzt wird! Wie viele Zeit, diesen untergeschobenen Geist so gut zu unterrichten, daß man vor einem groben Irrtum gesichert war! Wie viele Aufmerksamkeit die kleinen unennbaren Nebendinge würden erfordert haben, welche entweder mithelfen, oder denen, weil sie stören konnten, auf irgendeine Art doch begegnet werden mußte! Und nun erwägen Sie, daß der Russe nicht über eine halbe Stunde ausblieb. Konnte wohl in nicht mehr als einer halben Stunde alles angeordnet werden, was hier nur das Unentbehrlichste war? — Wahrlich, gnädigster Herr, nicht einmal ein dramatischer Schriftsteller, der um die unerbittlichen drei Einheiten seines Aristoteles verlegen war, würde einem Zwischenakt soviel Handlung aufgelastet haben, noch seinem Parterre einen so starken Glauben zugemutet haben.“

„Wie? Sie halten es also schlechterdings für unmöglich, daß in dieser kleinen halben Stunde alle diese Anstalten hätten getroffen werden können?“

„In der Tat,“ rief ich, „für so gut als unmöglich!“

„Diese Folgerung verstehe ich nicht. Widerspricht es allen Gesetzen der Zeit, des Raums und der physischen Wirkungen, daß ein so gewandter Kopf, wie doch unwidersprechlich dieser Armenier ist, mit Hilfe seiner vielleicht ebenso gewandten Kreaturen, in der Hülle der Nacht, von niemand beobachtet, mit allen Hilfsmitteln ausgerüstet, von denen sich ein Mann dieses Handwerks ohnehin niemals trennen wird, daß ein solcher Mensch, von solchen Umständen begünstigt, in so wenig Zeit so viel zustand bringen könnte? Ist es geradezu undenkbar und abgeschmackt, zu glauben, daß er mit Hilfe weniger Worte, Befehle oder Winke seinen Helfershelfern weitläufige Aufträge geben, schwierige und zusammengesetzte Machenschaften mit wenigem Wortaufwande bezeichnen könne? — Und darf etwas anders als eine hell eingesehene Unmöglichkeit gegen die ewigen Gesetze der Natur aufgestellt werden? Wollen Sie lieber ein Wunder glauben, als eine Unwahrscheinlichkeit zugeben? Lieber die Kräfte der Natur umstürzen, als eine künstliche und weniger gewöhnliche Kombination dieser Kräfte sich gefallen lassen?“

„Wenn die Sache auch eine so kühne Folgerung nicht rechtfertigt, so müssen Sie mir doch eingestehn, daß sie weit über unsre Begriffe geht.“

„Beinahe hätte ich Lust, Ihnen auch dieses abzustreiten,“ sagte der Prinz mit schalkhafter

Munterkeit. „Wie, lieber Graf, wenn es sich zum Beispiel ergäbe, daß nicht bloß während und nach dieser halben Stunde, nicht bloß in der Eile und nebenher, sondern den ganzen Abend und die ganze Nacht für diesen Armenier gearbeitet worden wäre? Denken Sie nach, daß der Sizilianer beinahe drei volle Stunden zu seinen Zurüstungen verbrauchte.“

„Der Sizilianer, gnädigster Herr!“

„Und womit beweisen Sie mir denn, daß der Sizilianer an dem zweiten Gespenste nicht ebenso vielen Anteil gehabt habe als an dem ersten?“

„Wie, gnädigster Herr?“

„Daß er nicht der vornehmste Helfershelfer des Armeniers war — kurz — daß beide miteinander nicht unter einer Decke liegen?“

„Das möchte schwer zu erweisen sein,“ rief ich mit nicht geringer Verwunderung.

„Nicht so schwer, lieber Graf, als Sie wohl meinen. Wie? Es wäre Zufall, daß sich diese beiden Menschen in einem so seltsamen, so verwickelten Anschlag auf dieselbe Person, zu derselben Zeit und an demselben Orte begegneten, daß sich unter ihren beiderseitigen Machenschaften eine so auffallende Harmonie, ein so durchdachtes Einverständnis fände, daß einer dem andern gleichsam in die Hände arbeitete? Setzen Sie, er habe sich des gröbern Gaukelspiels bedient, um dem feinern einen Hintergrund zu geben. Setzen Sie,

er habe jenes vorausgeschickt, um den Grad von Glauben auszufinden, worauf er bei mir zu rechnen hätte, um die Zugänge zu meinem Vertrauen auszuspähen, um sich durch diesen Versuch, der unbeschadet seines übrigen Planes verunglücken konnte, mit seinem Opfer bekannt zu machen; kurz, um sein Instrument damit anzuspielen. Setzen Sie, er habe es getan, um eben dadurch, daß er meine Aufmerksamkeit auf einer Seite vorsätzlich aufforderte und wachsam erhielt, sie auf einer andern, die ihm wichtiger war, einschlämmern zu lassen. Setzen Sie, er habe einige Erkundigungen einzuziehen gehabt, von denen er wünschte, daß sie auf Rechnung des Taschenspielers geschrieben würden, um den Argwohn von der wahren Spur zu entfernen.“

„Wie meinen Sie das?“

„Lassen Sie uns annehmen, er habe einen meiner Leute bestochen, um durch ihn gewisse geheime Nachrichten — vielleicht gar Dokumente — zu erhalten, die zu seinem Zwecke dienen. Ich vermisse meinen Jäger. Was hindert mich, zu glauben, daß der Armenier bei der Entweichung dieses Menschen mit im Spiele sei? Aber der Zufall kann es fügen, daß ich hinter diese Schliche komme; ein Brief kann aufgefangen werden, ein Bedienter kann plaudern. Sein ganzes Ansehen scheitert, wenn ich die Quellen seiner Allwissenheit entdecke. Er schiebt

also diesen Taschenspieler ein, der diesen oder jenen Anschlag auf mich haben muß. Von dem Dasein und den Absichten dieses Menschen unterläßt er nicht, mir frühzeitig einen Wink zu geben. Was ich also auch entdecken mag, so wird mein Verdacht auf niemand anders als auf diesen Gaukler fallen; und zu den Nachforschungen, welche ihm, dem Armenier, zugute kommen, wird der Sizilianer seinen Namen geben. Dieser war die Puppe, mit der er mich spielen läßt, während er selbst, unbeobachtet und unverdächtig, mit unsichtbaren Seilen mich umwindet.“

„Sehr gut! Aber wie läßt es sich mit diesen Absichten reimen, daß er selbst diese Täuschung zerstören hilft und die Geheimnisse seiner Kunst profanen Augen preisgibt? Muß er nicht fürchten, daß die entdeckte Grundlosigkeit einer bis zu einem so hohen Grad von Wahrheit getriebenen Täuschung, wie die Beschwörung des Sizilianers doch in der Tat war, Ihren Glauben überhaupt schwächen und ihm also seine künftigen Pläne sehr erschweren würde?“

„Was sind es für Geheimnisse, die er mir preisgibt? Keines von denen zuverlässig, die er Lust hat bei mir in Ausführung zu bringen. Er hat also durch ihre Profanation nichts verloren! Aber wieviel hat er im Gegenteil gewonnen, wenn dieser vermeintliche Triumph über Betrug und Taschenspielerei mich sicher und zuver-

sichtlich macht, wenn es ihm dadurch gelang, meine Wachsamkeit nach einer entgegengesetzten Richtung zu lenken, meinen noch unbestimmt umherschweifenden Argwohn auf Gegenstände zu fixieren, die von dem eigentlichen Ort des Angriffs am weitesten entlegen sind? — Er konnte erwarten, daß ich, früher oder später, aus eigenem Mißtrauen oder fremden Antrieb, den Schlüssel zu seinen Wundern in der Taschenspielerkunst aufsuchen würde. — Was konnte er Befres tun, als daß er sie selbst nebeneinanderstellte, daß er mir gleichsam den Maßstab dazu in die Hand gab und, indem er der letztern eine künstliche Grenze setzte, meine Begriffe von der erstern desto mehr erhöhte oder verwirrte? Wie viele Mutmaßungen hat er durch diesen Kunstgriff auf einmal abgeschnitten! Wie viele Erklärungsarten im voraus widerlegt, auf die ich in der Folge vielleicht hätte fallen mögen.“

„So hat er wenigstens sehr gegen sich selbst gehandelt, daß er die Augen derer, die er täuschen wollte, schärfte, und ihren Glauben an Wunderkraft durch Entlarvung eines so künstlichen Betrugs überhaupt schwächte. Sie selbst, gnädigster Herr, sind die beste Widerlegung seines Plans, wenn er ja einen gehabt hat.“

„Er hat sich in mir vielleicht geirrt — aber er hat darum nicht weniger scharf geurteilt. Konnte er voraussehen, das mir gerade dasjenige

im Gedächtnis bleiben würde, was der Schlüssel zu dem Wunder werden könnte? Lag es in seinem Plan, daß mir die Kreatur, deren er sich bediente, solche Blößen geben sollte? Wissen wir, ob dieser Sizilianer seine Vollmacht nicht weit überschritten hat? — Mit dem Ringe gewiß! — Und dabei ist es gerade dieser einzige Umstand, der mein Mißtrauen gegen diesen Menschen entschieden hat. Wie leicht kann ein zugespitzter feiner Plan durch ein gröberes Organ verunstaltet werden? Sicherlich war es seine Meinung nicht, daß uns der Taschenspieler seinen Ruhm im Marktschreiertone vorposaunen sollte — daß er uns jene Märchen aufschüsseln sollte, die sich beim leichtesten Nachdenken widerlegen. So zum Beispiel — mit welcher Stirne kann dieser Betrüger vorgeben, daß sein Wundertäter auf den Glockenschlag Zwölf in der Nacht jeden Umgang mit Menschen aufheben müsse? Haben wir ihn nicht selbst um diese Zeit in unsrer Mitte gesehen?“

„Das ist wahr,“ rief ich. „Das muß er vergessen haben.“

„Aber es liegt im Charakter dieser Art Leute, daß sie solche Aufträge übertreiben und durch das Zuviel alles verschlimmern, was ein bescheidener und mäßiger Betrug alles vortrefflich gemacht hätte.“

„Ich kann es demungeachtet noch nicht über

mich gewinnen, gnädigster Herr, diese ganze Sache für nichts mehr als ein angestelltes Spiel zu halten. Wie? Der Schrecken des Sizilianers, die Zuckungen, die Ohnmacht, der ganze klägliche Zustand dieses Menschen, der selbst uns Erbarmen einflößte — alles dieses wäre nur eine eingelernte Rolle gewesen? Zugegeben, daß sich das theatralische Gaukelspiel auch noch so weit treiben lasse, so kann die Kunst des Spielers doch nicht über die Organe seines Lebens gebieten.“

„Was das anbetrifft, Freund — ich habe Richard den Dritten von Garrick gesehen! — Und waren wir in jenem Augenblicke kalt und müßig genug, um unbefangene Beobachter abzugeben? Konnten wir den Affekt dieses Menschen prüfen, da uns der unsrige übermeisterte? Überdies ist die entscheidende Krise, auch sogar eines Betrugs, für den Betrüger selbst eine so wichtige Angelegenheit, daß bei ihm die Erwartung gar leicht ebenso gewaltsame Symptome erzeugen kann wie die Überraschung bei dem Betrogenen. Rechnen Sie dazu noch die unvermutete Erscheinung der Häscher —“

„Ebendiese, gnädigster Herr — gut, daß Sie mich daran erinnern! Würde er es wohl gewagt haben, einen so gefährlichen Plan dem Auge der Gerechtigkeit bloßzustellen? Die Treue seiner Kreatur auf eine so bedenkliche Probe zu bringen? Zu welchem Ende?“

„Dafür lassen Sie ihn sorgen, der seine Leute kennen muß. Wissen wir, was für geheime Verbrechen ihm für die Verschwiegenheit dieses Menschen haften? — Sie haben gehört, welches Amt er in Venedig bekleidet. Lassen sie auch dieses Vorgeben zu den übrigen Märchen gehören — wieviel wird es ihm wohl kosten, diesem Kerl durchzuhelfen, der keinen andern Ankläger hat als ihn?“

(Und in der Tat hat der Ausgang den Verdacht des Prinzen nur zu sehr gerechtfertigt. Als wir uns einige Tage darauf nach unserm Gefangenen erkundigen ließen, erhielten wir zur Antwort, daß er unsichtbar geworden sei.)

„Zu welchem Ende, fragen Sie? Auf welchem andern Weg als auf diesem gewaltsamen konnte er dem Sizilianer eine so unwahrscheinliche und schimpfliche Beichte abfordern lassen, worauf es doch so wesentlich ankam? Wer als ein verzweifelter Mensch, der nichts mehr zu verlieren hat, wird sich entschließen können, so erniedrigende Aufschlüsse über sich selbst zu geben? Unter welchen andern Umständen hätten wir sie ihm geglaubt?“

„Alles zugegeben, gnädigster Prinz,“ sagte ich endlich. „Beide Erscheinungen sollen Gaukelspiele gewesen sein; dieser Sizilianer soll uns meinethalben nur ein Märchen aufgeheftet haben, das ihn sein Prinzipal einlernen ließ; beide sol-

len zu einem Zweck, miteinander einverstanden, wirken, und aus diesem Einverständnis sollen alle jenen wunderbaren Zufälle sich erklären lassen, die uns im Laufe dieser Begebenheit in Erstaunen gesetzt haben. Jene Prophezeiung auf dem Markusplatz, das erste Wunder, welches alle übrigen eröffnet hat, bleibt nichtsdestoweniger unerklärt. Was hilft uns der Schlüssel zu allen übrigen, wenn wir an der Auflösung dieses einzigen verzweifeln?“

„Kehren Sie es vielmehr um, lieber Graf,“ gab mir der Prinz hierauf zur Antwort. „Sagen Sie, was beweisen alle jene Wunder, wenn ich herausbringe, daß darunter auch nur ein einziges Taschenspiel war? Jene Prophezeiung — ich bekenne es Ihnen — geht über meine Fassungskraft. Stünde sie einzeln da, hätte der Armenier seine Rolle mit ihr beschlossen, wie er sie damit eröffnete — ich gestehe Ihnen, ich weiß nicht, wie weit sie mich noch hätte führen können. In dieser niedrigen Gesellschaft ist sie mir ein klein wenig verdächtig.“

„Zugegeben, gnädigster Herr! Unbegreiflich bleibt sie aber doch, und ich fordre alle unsere Philosophen auf, mir einen Aufschluß darüber zu erteilen.“

„Sollte sie aber wirklich so unerklärbar sein?“ fuhr der Prinz fort, nachdem er sich einige Augenblicke besonnen hatte. „Ich bin weit ent-

fernt, auf den Namen eines Philosophen Ansprüche zu machen; und doch könnte ich mich versucht fühlen, auch zu diesem Wunder einen natürlichen Schlüssel aufzusuchen oder es lieber gar von allem Schein des Außerordentlichen zu entkleiden.“

„Wenn Sie das können, mein Prinz, dann“, versetzte ich mit sehr ungläubigem Lächeln, „sollen Sie das einzige Wunder sein, das ich glaube.“

„Und zum Beweise,“ fuhr er fort, „wie wenig wir berechtigt sind, zu übernatürlichen Kräften unsre Zuflucht zu nehmen, will ich Ihnen zwei verschiedene Auswege zeigen, auf welchen wir diese Begebenheit, ohne der Natur Zwang anzutun, vielleicht ergründen.“

„Zwei Schlüssel auf einmal! Sie machen mich in der Tat höchst neugierig.“

„Sie haben mit mir die nähern Nachrichten von der Krankheit meines verstorbenen Veters gelesen. Es war in einem Anfall von kaltem Fieber, daß ihn ein Schlagfluß tötete. Das Außerordentliche dieses Todes, ich gestehe es, trieb mich an, das Urteil einiger Ärzte darüber zu vernehmen; was ich bei dieser Gelegenheit in Erfahrung brachte, leitet mich auf die Spur dieses Zauberwerks. Die Krankheit des Verstorbenen, eine der seltensten und fürchterlichsten, hat dieses eigentümliche Symptom, daß sie während des

Fieberfrostes den Kranken in einen tiefen unerwecklichen Schlaf versenkt, der ihn gewöhnlich bei der zweiten Wiederkehr des Paroxysmus apoplektisch tötet. Da diese Paroxysmen in der strengsten Ordnung und zur gesetzten Stunde zurückkehren, so ist der Arzt von demselben Augenblick an, als sich sein Urteil über die Art der Krankheit entschieden hat, auch in den Stand gesetzt, die Stunde des Todes anzugeben. Der dritte Paroxysmus eines dreitägigen Wechselfiebers fällt aber bekanntlich in den fünften Tag der Krankheit — und gerade nur soviel Zeit bedarf ein eiliger Brief, um von unserer Residenz, wo mein Vetter starb, nach Venedig zu gelangen. Setzen wir nun, daß unser Armenier einen wachsamen Korrespondenten unter dem Gefolge des Verstorbenen besitze — daß er ein lebhaftes Interesse habe, Nachrichten von dorthier zu erhalten, daß er auf mich selbst Absichten habe, die ihm der Glaube an das Wunderbare und der Schein übernatürlicher Kräfte bei mir befördern hilft — so haben Sie einen natürlichen Aufschluß über jene Wahrsagung, die Ihnen so unbegreiflich deucht. Genug, Sie ersehen daraus die Möglichkeit, wie mir ein Dritter von einem Todesfall Nachricht geben kann, der sich in dem Augenblick, wo er ihn meldet, vierzig Meilen weit davon ereignet.“

„In der Tat, Prinz, Sie verbinden hier Dinge,

die, einzeln genommen, zwar sehr natürlich lauten, aber nur durch etwas, was nicht besser ist als Zauberei, in diese Verbindung gebracht werden können.“

„Wie? Sie erschrecken also vor dem Wunderbaren weniger als vor dem Gesuchten, dem Ungewöhnlichen? Sobald wir dem Armenier einen wichtigen Plan, der mich entweder zum Zweck hat oder zum Mittel gebraucht, einräumen — und müssen wir das nicht, was wir auch immer von seiner Person urteilen? — so ist nichts unnatürlich, nichts gezwungen, was ihn auf dem kürzesten Wege zu seinem Ziele führt. Was für einen kürzeren Weg gibt es aber, sich eines Menschen zu versichern, als der Nimbus eines Wundertäters? Wer widersteht einem Manne, dem die Geister unterwürfig sind? Aber ich gebe Ihnen zu, daß meine Mutmaßung gekünstelt ist; ich gestehe, daß sie mich selbst nicht befriedigt. Ich bestehe nicht darauf, weil ich es nicht der Mühe wert halte, einen künstlichen und überlegten Entwurf zu Hilfe zu nehmen, wo man mit dem bloßen Zufall schon ausreicht.“

„Wie?“ fiel ich ein, „es soll bloßer Zufall — —“

„Schwerlich etwas mehr!“ fuhr der Prinz fort.

„Der Armenier wußte von der Krankheit meines Veters. Er traf uns auf dem Markusplatze. Die Gelegenheit lud ihn ein, eine Prophezeiung

zu wagen, die, wenn sie fehl schlug, bloß ein verlorne Wort war — wenn sie eintraf, von den wichtigsten Folgen sein konnte. Der Erfolg begünstigte diesen Versuch — und jetzt erst mochte er darauf denken, das Geschenk des Ungefährs für einen zusammenhängenden Plan zu benutzen. — Die Zeit wird dieses Geheimnis aufklären oder auch nicht aufklären — aber glauben Sie mir, Freund (indem er seine Hand auf die meinige legte und eine sehr ernsthafte Miene annahm), ein Mensch, dem höhere Kräfte zu Gebote stehen, wird keines Gaukelspiels bedürfen: er wird es verachten.“

So endigte eine Unterredung, die ich darum ganz hieher gesetzt habe, weil sie die Schwierigkeiten zeigt, die bei dem Prinzen zu besiegen waren, und weil sie, wie ich hoffe, sein Andenken von dem Vorwurfe reinigen wird, daß er sich blind und unbesonnen in die Schlinge gestürzt habe, die eine unerhörte Teufelei ihm bereitete. Nicht alle, die in dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, vielleicht mit Hohngelächter auf seine Schwachheit herabsehen und im stolzen Dünkel ihrer nie angefochtenen Vernunft sich für berechtigt halten, den Stab der Verdammung über ihn zu brechen, nicht alle, fürchte ich, würden diese erste Probe so männlich bestanden haben. Wenn man ihn nunmehr auch nach diesem glücklichen Eingange demungeachtet fallen sieht, wenn

man den schwarzen Anschlag, vor dessen entferntester Annäherung ihn sein guter Genius warnte, nichtsdestoweniger an ihm in Erfüllung gegangen findet, so wird man weniger über seine Torheit spotten als über die Größe des Bubenstücks erstaunen, dem eine so wohl verteidigte Vernunft erlag. Weltliche Rücksichten können an meinem Zeugnisse keinen Anteil haben; denn er, der es mir danken soll, ist nicht mehr. Sein schreckliches Schicksal ist geendigt; längst hat sich seine Seele am Thron der Wahrheit gereinigt, vor dem auch die meinige längst steht, wenn die Welt dies liest; aber — man verzeihe mir die Träne, die dem Andenken meines teuersten Freundes unfreiwillig fällt — zur Steuer der Gerechtigkeit schreib ich es nieder: er war ein edler Mensch, und gewiß wäre er eine Zierde des Thrones geworden, den er durch ein Verbrechen ersteigen zu wollen sich betören ließ.